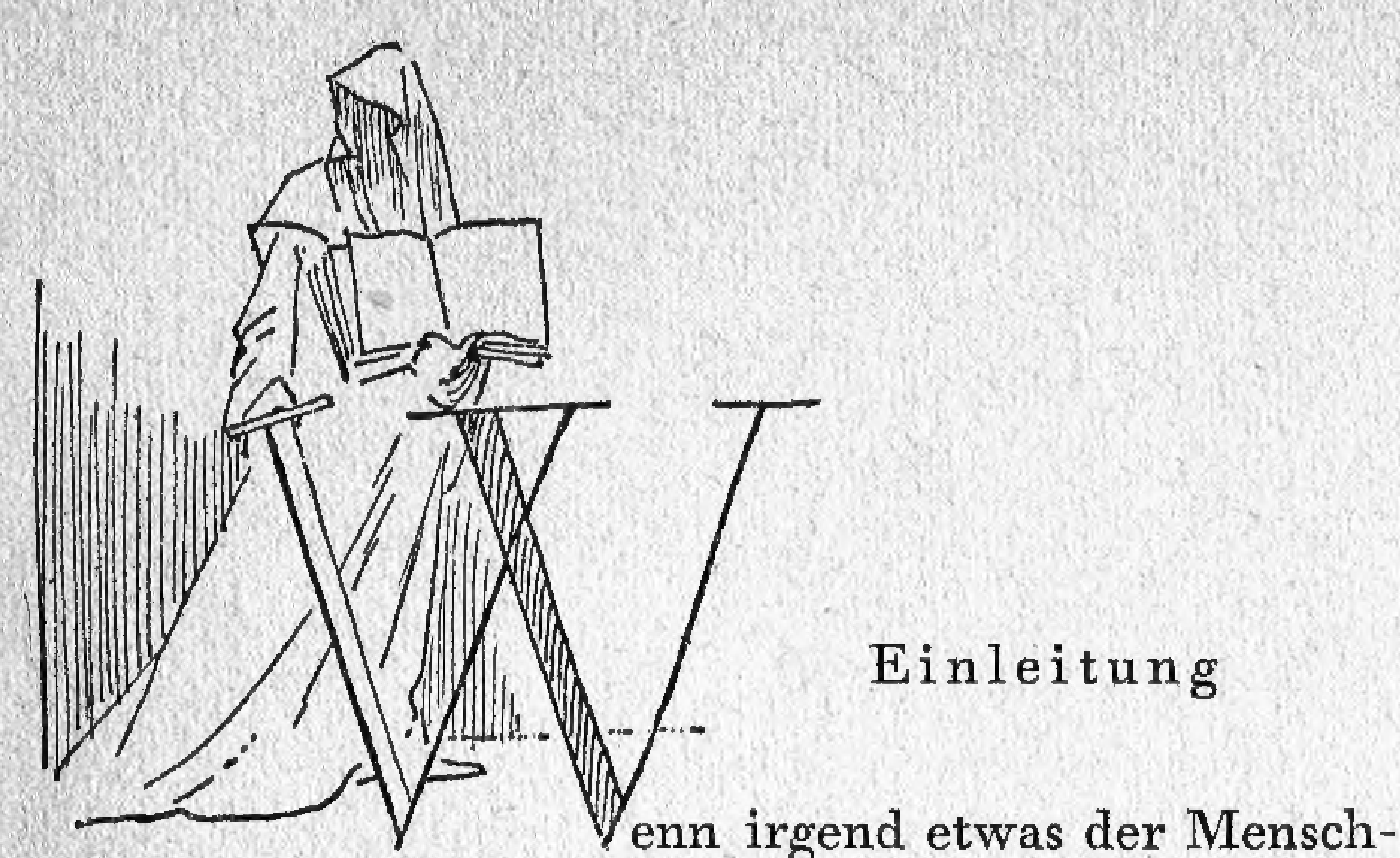


Friedrich Hebbel:

Geschichte der Jungfrau von Orleans

(1840)





Einleitung

Wenn irgend etwas der Menschheit wahrhafte Fortschritte verspricht, so ist es das vertrautere Verhältnis, worin sie in neuerer Zeit zu ihrer Geschichte, d. h. zu sich selbst getreten ist. Unendlich lange war die Geschichte für die Masse gar nicht da; dem Bürger war sie nichts als ein Mittel, sich die Winterabende zu verkürzen, dem Gelehrten gab sie Gelegenheit, sein Gedächtnis in Übung zu erhalten. Der Philister, der behaglich hinter dem warmen Ofen saß, las mit langweiligem Vergnügen die Berichte über grausige Schlachten, denn er freute sich, daß er sie nicht mitschlagen durfte. Der Mann der Wissenschaft feierte seinen größten Triumph, wenn er die Namen und Jahreszahlen, die er in seiner Jugend mit unverdrossener Mühe erlernt hatte, noch im Alter ohne Anstoß zu rekapitulieren vermochte. Minister und Diplomaten schenkten der Historie ihre Aufmerksamkeit, sobald sie für irgendeinen bedenklichen Schritt eines Rechtstitels bedurften; Juristen befaßten sich mit ihr, wenn es galt, für ein Gesetz, das Gegenwart und Zukunft zusammenschnüren sollte, aus den Grüften der Vergangenheit einen sogenannten positiven Grund her-

vorzustöbern. Die hochadeligen Herren kamen, da sie meistens so wenig lesen als schreiben konnten, gar nicht in den Fall, ihre Sympathien oder Antipathien zu äußern. Anekdotenerzähler und Chronisten, die mit unvergleichlicher Naivität das Größte und das Kleinste ineinander mischten, galten für Geschichtschreiber, und die historische Kritik revidierte, wenn sie sich hoch verstieg, einen mißlungenen Rückzug, oder machte Alexander und Cäsar einige bescheidene Vorwürfe über ihre Unersättlichkeit. Die Völker, als Völker, hatten kaum eine Geschichte, nur die Könige und Helden, nicht der ganze Leib, nur Kopf, Hand und Fuß wurden gemalt.

Ein Volk kann aber nur durch seine Geschichte zur Selbsterkenntnis gelangen. Durch den Sturm der Ereignisse im Dunkeln herumgetrieben, kommt einem Volk die Klarheit über sich selbst erst dann, wenn es eine Masse Erfahrungen beisammen hat und diese gegeneinander abwiegt. Das Leben ist ein wunderbarer Prozeß. Die erste Hälfte geht der Gesamtheit, wie dem einzelnen, fast immer im Herumtasten und Experimentieren verloren, und wenn der Ausgang sehr gut ist, so dient sie der letzten Hälfte als Dünger, der die noch übrigen ruhenden Keime hervortreibt. Derjenige ist Meister in der Lebenskunst, der in der Gegenwart zugleich sie selbst und das Gesetz der Zukunft erblickt. Ebenso ist es mit den Völkern; darum aber beginnt ihre wahre Existenz auch erst mit dem Erfassen ihrer Geschichte, dem Inbegriff ihrer Entwicklungen, dem Spiegel aller ihrer Bestrebungen. Solange sie diesen Punkt nicht erreicht haben, sind sie wie Kinder oder wie kindisch gewordene Alte, die heute nicht mehr wissen, was sie gestern taten, und die deshalb

immer auf der nämlichen Linie beharren, sich an dem nämlichen Stein stoßen und vor dem nämlichen Gespenst erschrecken.
Griechen und Römer fühlten sich gar nicht als Individualitäten, sie empfanden sich nur im ganzen und großen, sie lernten nicht, sie lebten Geschichte. Da war kein feiges Trennen der einzelnen Interessen von den allgemeinen, kein Hineinschlüpfen in den eigenen Vorteil, der jetzt manchen für den Untergang einer Welt entschädigen könnte, kein kümmerliches Begießen des Zweiges, anstatt des Baums. Nur darauf war der Römer stolz, daß die ewige Roma doch auch ihm mit angehörte, daß doch auch er sie, wenn auch nur in der Idee, mitbesaß; sie hatte ihn geboren, bloße Schuldigkeit schien es ihm, jeden Augenblick bereit zu sein, für sie zu sterben. Mit dem Ganzen auf innig-unzertrennliche Weise verwachsen, drängte sich auch das Ganze mit all seinen gewaltigen Lebensströmen in der Brust jedes einzelnen und machte ihm das Außerordentliche, ja das Ungeheuerste leicht. Das Größte geschah Tag für Tag, denn keiner hegte den stolzen Gedanken, daß etwas Großes, etwas, das Pflicht und Bedürfnis übersteige, von ihm ausgehen könne, wie denn ja alles Tun eines Herkules, mögen seine erdgeborenen Stiefbrüder darüber erstaunen, wie sie wollen, für ihn selbst nur Leben, Ausdehnen, Schutzmittel gegen das Einschlafen ist. In jenen glücklichen Zeiten brauchte man keine Geschichtschreiber, obgleich man die vortrefflichsten hatte; ganz von selbst und ohne Vermittelung ging die errungene geistige Erbschaft über von Vater auf Sohn; der Instinkt lehrte, was festzuhalten und fallen zu lassen, was noch zu erobern und was als unnütz oder unerreichbar beiseite zu werfen war.

Ein beneidenswerter Zustand, der nicht wiederkehren kann und auch nicht wiederzukehren braucht! Seit die Welt eine Familiendomäne geworden ist, sind ganz natürlich völlig umgekehrte Existenzbedingungen und -gesetze eingetreten. Nur soweit der einzelne sich von dem Ganzen, das nicht mehr seiner selbst wegen besteht, loszulösen und sich in seinem Innersten und Eigentümlichsten heimisch zu machen weiß, ist er glücklich und frei. Die alte und die neue Geschichte — es sind zwei einander entgegengesetzte, in sich abgeschlossene Kreise, die man nicht vergleichen soll. Beide, die eine als reines Naturgewächs, die zweite mehr als erzwungenes Kunstprodukt, haben der Menschheit eine Form gegeben, d. h. einen begrenzten, endlichen Ausdruck für ihren unbegrenzten, unendlichen Inhalt. Ob sie eine neue, eine solche, welche die Vorteile von beiden verbindet und ihre Nachteile möglichst ausschließt, gewinnen wird, das ist die Frage, die jetzt helle Köpfe und edle Gemüter beschäftigt. Gewiß kann es nur auf dem Wege der Prüfung und Durchforschung des in so manchen mehr oder weniger dumpf vorübergegangenen Jahrhunderten Erlebten und Erlittenen geschehen, und wer dies in klaren, scharf umrissenen Bildern dem Auge des Volks vorzuführen vermag, der ebnet der neuen Geburt der Zeit die Steige.
In der Geschichte sind es entweder außerordentliche Begebenheiten oder es sind ungewöhnliche Charaktere oder auch wohl ungeheure vereinzelte Taten, die für die menschliche Beschauung in den verschiedenen Perioden einen Zentralpunkt bilden. Die Vergangenheit ist ein unerschöpfliches Bergwerk, in das ein Geschlecht nach dem andern frische Arbeiter hinabsendet; bald wird dieser, bald jener Gang angebrochen,

und was die Notdurft eben erheischt, wird zutage gefördert. Das frische, glühende Leben umarmt den Tod, oder vielmehr die versteinerte Mumie dessen, was einst lebte; da zucken die erstarrten Pulse noch einmal, da heben sich die müden Augen wieder, und Worte der Ermahnung und Belehrung, der Ermunterung und des Trostes gehen aus den schläfrigen Lippen hervor. Gerade die zeugende Vermischung der jüngsten und der ältesten Weisheit, die Reibung und Entwicklung geistiger Potenzen der Gegenwart an Problemen, die Jahrhunderte rückwärts liegen, ist so unendlich kräftigend und segensreich. Aus immer neuen Gesichtspunkten wird das Alte betrachtet; dadurch gewinnt es eine immer neue Gestalt, es wird immer schärfer in seinem Wesen und seinen Motiven wie in seiner Ausdehnung und seinen Wirkungen erkannt, es entbindet die Geister ihrer verborgenen Lichtströme und bereichert so noch aus dem Grabe heraus die Welt. Der wahren Erkenntnis der Natur, der wissenschaftlichen Entschleierung ihrer Gesetze gingen phantastisch-mystische Träumereien vorher: ängstliche, gedrückte Geburten der Nacht, die ersten Regungen des schlummernden Seins in einer Finsternis, die noch nicht weichen wollte. Wie, wenn alles Dogmatisieren und Philosophieren auch nur ein instinktartiger Versuch gewesen wäre, die Geschichte nach einem ahnenden Gefühl des Möglichen und Notwendigen zu ergänzen und den Ring der Zeit im voraus zusammenzubiegen? Wenn wir uns früher oder später mit einmal auf einem Punkt fänden, wo wir unsere Träume nicht mehr zu realisieren brauchten, weil wir genug erlebt hätten, weil wir uns, statt uns noch erborgter idealer Krücken zu bedienen, ganz auf uns selbst, auf das Wirkliche, Nachhaltige in

uns und außer uns stützten? Wer mich versteht, wird jauchzen bei diesem Gedanken. Sobald der Mensch sich selbst zum Objekt seiner Forschungen und Betrachtungen macht, geht auch keine einzige seiner geistigen Anstrengungen und Bemühungen verloren, denn jede hat schon dadurch, daß sie gemacht ist, einen unverlierbaren Wert, und jede zieht schon dadurch, daß sie gemacht wird, etwas, das bis dahin dunkel und gestaltlos war, in den formenden Kreis des Bewußtseins.
Mancher mag fragen: Warum eine so brennende Einleitung zu einer der rührendsten, verschlossensten Mythen der Geschichte? Ich antworte: Des Gegensatzes wegen, der als höchstes Gesetz aller Darstellung zum Grunde liegt; keineswegs aber, weil ich mich der geheimnisvollen Passionsblume etwa mit einer Voltairischen Kienspanflamme, vor der ihre zitternden Blätter zusammenschrumpfen, zu nähern gedenke. Wie derjenige, der in einen düstern Wald eintritt, sich zuvor den Stand der Sonne merkt, um sich, wenn er sich dem heiligen Grauen überläßt, welches das nächtliche Sausen und Brausen in ihm erweckt, nicht zu verirren, so wollen auch wir, bevor wir uns in die dämmernde Welt der Ahnungen und Weissagungen, die das Licht ausschließt und die nicht durch Worte, sondern nur durch Klänge und Töne zu uns redet, gläubig und fromm versenken, mit voller Seele den heitern Tag preisen, der uns aufging und der freilich mit jeder umschattenden Wolke, die er vertrieb, der Phantasie zugleich einen Vorhang raubte, hinter dem sie ein göttliches Bild aufstellte. Das fehlt noch zur Vollendung des Sieges der neuen Zeit über die alte, daß sie ihre Wahrheit noch nicht zur Schönheit verklärt hat; wir haben den Marmor, aber noch nicht den Gott, der

darin schläft, und wenn wir beten wollen, so müssen wir die Ruinen eines Tempels aufsuchen, der längst zerfallen ist.

England und Frankreich

In alten Zeiten war es weit mehr der Haß als die Liebe, worin benachbarte Staaten das Bollwerk ihrer Erhaltung, die Stütze ihrer Nationalität erblickten. Je näher der Nachbar, um so gespannter der Argwohn, um so bereitwilliger die Hand, nach dem Schwert zu greifen, sobald sich der geringste Anlaß darbot. Hieraus ergab sich denn auch ganz von selbst, daß diejenigen Eigenschaften, die die eine Nation vorzugsweise aus sich entwickelte, den andern ein Greuel waren und sie zur trutzigen Ausbildung der entgegengesetzten Anlagen ermunterten. Man wollte nichts miteinander gemein haben, um sich für alle Folgezeit zu unterscheiden. Der Beispiele gibt es die Menge; man gedenke nur der Spanier und der Portugiesen, der Dänen und der Schweden usw. So erblickt man auch, soweit die Geschichte hinabreicht, England und Frankreich im Zustande natürlicher Feindschaft, beiderseits immer bereit, sich gegenseitig zu befehden und zu schaden. Man traute sich niemals, man bewachte sich mit scheelen, eifersüchtigen Augen. Weil der Franzose zierlich und galant war, so hielt es der Brite für seine Pflicht, plump und unbeholfen zu sein; weil jener die Farbe, den Glanz und die Heiterkeit liebte, so erwählte dieser den grauen, nüchternen Ernst. Trotz der von früh auf so stark ausgeprägten Antipathie beider Völker gerieten sie aber sehr bald zueinander in ein wunderliches

Lehenverhältnis, das, durch sonderbare Umstände entstanden und in den daraus entspringenden Rechten und Verbindlichkeiten von vornherein unsicher und unbestimmt, bald hier, bald dort in den Machthabern ungehörige Ansprüche hervorrief. Dies Lehenverhältnis, aus welchem sich in unendlicher Folge Krieg und Hader entspann, müssen wir in seinem Ursprung näher betrachten, denn die nahe bevorstehende Unterjochung Frankreichs durch England, die nur durch die Erscheinung der Jungfrau von Orleans abgewendet ward, ging mittelbar daraus hervor.
Karls des Großen unwürdige Enkel saßen, sich mühsam gegen ihre mächtigen Vasallen aufrechterhaltend, auf dem Thron von Frankreich, da kamen aus dem kalten Norden, der uralten Heimat tapferer Männer, die Normannen und machten ihren Namen bald auf dem Meer sowie in allen Ländern gefürchtet. Rollo, einer ihrer späteren Anführer, fiel in Frankreich ein und zwang den damaligen König, Karl den Einfältigen, ihm die Nordküste seines Reiches als ein förmliches Lehen zu übergeben. Seit dieser Zeit zählte Frankreich unter seinen Vasallen auch einen Herzog der Normandie. Anderthalb Jahrhunderte später, als in England König Eduard der Bekenner mit dem Tode abging, behauptete Herzog Wilhelm von der Normandie, er sei, dem letzten Willen des Königs gemäß, rechtmäßiger Erbe der Krone; Frankreichs erste Ritter, seinen glänzenden Hof als die Schule der Helden und zugleich der Minnesänger über alles hochhaltend, schlossen sich ihm, sowie es galt, sein Recht mit bewaffneter Hand zu verfolgen, gern und freudig an, und bei Hastings kam es zwischen ihm und dem Dänen Harold, der als zweiter Bewerber auftrat, zur blutigen

Schlacht, in der er, nach dem hartnäckigsten Widerstand seines mannhaften Gegners, den Sieg davontrug. Nun war Wilhelm anerkannter König von England, blieb aber immer noch als Herzog der Normandie ein Untertan des Königs von Frankreich, der, trotz der Krone, die er auf seinem Haupte trug, vor der Majestät desselben wenigstens einmal im Leben das Knie beugen mußte. Dies war schon an und für sich eine unselige Stellung; sie wurde dadurch noch unnatürlicher, daß die englischen Könige nach und nach in Frankreich immer mehr Besitzungen erwarben, so daß sie zuletzt, ganz von England abgesehen, durch die Macht, die sie allein in Frankreich besaßen, ihrem ursprünglichen Oberherrn hinreichend Trotz zu bieten vermochten. Eine Heirat zwischen Eduard dem Zweiten und der Tochter König Philipps von Frankreich, Isabella, durch die man einen ewigen Frieden zu gründen gehofft hatte, schürte den Brand nur noch mehr, denn als Karl der Schöne bald darauf, der letzte seines Hauses, ohne männliche Nachkommenschaft starb und die Krone nach dem Salischen, die Weiber ausschließenden Gesetz auf Philipp, den Grafen von Valois, überging, trat Isabellas Sohn, König Eduard der Dritte von England, auf und nahm im Geiste jener Zeit, der die Völker im gemeinsten Sinn dem Erbrecht unterwarf, den erledigten Thron für sich in Anspruch. Philipp von Valois ward jedoch gekrönt, und Eduard III., bei Verlust seiner französischen Besitzungen dazu aufgefordert, leistete ihm, trotz seines Stolzes und seiner heimlichen Pläne, die Huldigung. Aber acht Jahre später erhob sich Eduard zum Krieg, zerstörte, von den zwischen England und Frankreich in der Mitte stehenden Niederländern unterstützt, an der Schelde-

mündung die Hälfte der französischen Flotte und schickte, dadurch übermütig gemacht, dem „Philipp von Valois“, wie er den von ihm gehuldigten Monarchen zu nennen beliebte, eine Herausforderung, die dieser für den Fall, daß die Krone von England neben der von Frankreich dem Sieger zuteil werden solle, von seinem Vasallen annehmen zu wollen ritterlich erklärte. Der Zweikampf, damals, wo die Fürstenstühle noch nicht, wie jetzt, auf goldenen Wolken über dem Leben schwebten, gar nicht ungewöhnlich, unterblieb, Eduard setzte seine Feindseligkeiten fort, und Philipp war so unglücklich, daß er vor Schmerz und Gram einen frühen Tod fand. Sein Sohn Johann, weit entfernt, des Vaters Mißgeschick wieder auszugleichen, verlor an den schwarzen Prinzen die Schlacht von Poitiers, geriet dabei selbst in Gefangenschaft und ging, um seine Freiheit wiederzuerlangen, die schmachvollsten Bedingungen ein. Der Dauphin verwarf in Gemeinschaft mit den von ihm zusammenberufenen Landständen den Vertrag; Eduard rückte mit 100000 Mann in Frankreich ein und verwüstete das Land, sah sich aber zuletzt durch Mangel und Not gezwungen, zu Bretigny einen gemäßigteren Vergleich, auf gegenseitige Entsagungen und Abtretungen, die indes von keiner Partei bestätigt wurden, basiert, einzugehen. König Johann starb nun als freier Mann, versündigte sich aber, bevor er in sein Grab ging, noch einmal gegen das seiner Obhut anvertraute Königreich durch Einsetzung seines vierten Sohnes Philipp als Herzog von Burgund. Karl V., der sich schon als Dauphin um sein Vaterland verdient gemacht hatte, suchte Frankreich möglichst nach innen zu ründen und zu befestigen, während sein Connetable du Guesclin es nach außen

wieder geehrt und gefürchtet machte. Mit England kam es aufs neue zum Krieg, die Franzosen behielten diesmal jedoch die Oberhand und jagten dem einst so siegreichen Eduard und seinem Heldensohne, dem schwarzen Prinzen, der sich noch vor seinem gebeugten Vater ins Grab legte, fast alles, was mit Schweiß und Blut in Frankreich von ihnen erkämpft war, wieder ab. Drei Jahre nach Eduard — 1380 — starb Karl V. und hinterließ als Nachfolger seinen zwölfjährigen Sohn, Karl VI. Mit diesem Knaben bestieg Frankreichs personifiziertes Unglück den Thron; seine Unmündigkeit erweckte sogleich unter den Großen des Reiches, die sich über die Vormundschaft nicht vereinigen konnten, Hader und Zwietracht, und leider ward er nur mündig, um wahnsinnig zu werden. Karl, nach erlangter Mündigkeit von dem Herzog von Bretagne gekränkt, erließ — 1392 — gegen denselben eine Kriegserklärung und rückte mit Heeresmacht vor; da, im Walde von Mans, trat ihm an einem heißen Augusttage ein gespensterhaftes Wesen, das die Chronisten, die es nicht gesehen haben, nicht grauenhaft genug zu beschreiben wissen, entgegen, griff in die Zügel seines Rosses und rief ihm zu: „Nicht weiter, König, du bist verraten!“ Dem König, der durch die Sonnenhitze in seinem Hirn schon angegriffen und verwirrt sein mochte, ward wirr und schreckhaft zumute, und ein Geräusch von Waffen, das, zufällig entstehend, die unheimlichen Worte, die ihm mit heiserer Stimme zugerufen wurden, zu bestätigen schien, stürzte ihn vollends in Wahnsinn und Raserei hinein. Er wütete um sich und sprengte mit gezücktem Schwert durch den Forst dahin; als man seiner wieder habhaft ward, sah man sich gezwungen, ihn zu binden; diejenigen aber, die

ihn gebunden hatten und es notwendig fanden, ihn aus der menschlichen Gesellschaft zu entfernen, konnten sich nicht entschließen, ihm zugleich auch das Zepter aus der Hand zu nehmen, und dreißig Jahre hindurch saß der Wahnsinn, gemißbraucht von vielen, bemitleidet von einigen und hinweggewünscht von allen, am Ruder von Frankreich. Der Herzog von Burgund und der Herzog von Orleans, dieser als Bruder des Königs, jener als Onkel desselben, stritten sich um die Herrschaft und den Vorrang. Solange Philipp lebte, kam es wenigstens nicht zum Blutvergießen, als aber nach seinem Tode sein Sohn Johann ohne Furcht das Herzogtum Burgund antrat, entbrannte der Streit immer heftiger, so daß Johann zuletzt den Herzog von Orleans an einem Abend in den Straßen von Paris durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Nun war die Losung zum Äußersten gegeben; Partei erhob sich gegen Partei, Stand gegen Stand, alle Elemente des Reiches gärten und tobten durcheinander, und wenn der arme kranke König in den ihm spärlich zugemessenen lichten Augenblicken in diese Greuel hineinschaute, so war es kein Wunder, daß er sogleich in seinen verworrenen Zustand zurücksank. Bisher waren die Engländer durch innere Unruhen an ihren eigenen Boden gefesselt gewesen, als aber der herrliche König Heinrich V., der mit starker und geschickter Hand die getrennten Fäden der Macht in einen einzigen zu verspinnen wußte, zur Regierung gelangte, nahm er den Moment, wo in Frankreich die Anarchie den höchsten Grad erreicht hatte, wahr, um Englands nie aufgegebene Ansprüche durchzusetzen. Er war anfangs nicht eben glücklich, und bei Azincourt trat ihm ein französisches Heer, dem seinigen dreimal überlegen,

entgegen. Leider aber hielten sich die Franzosen, von dem Gedanken an ihre Zahl berauscht, für geborene Sieger, und Heinrich gewann den Tag, der dadurch ein sehr blutiger wurde, daß er alle Gefangenen, die edelsten und vornehmsten nicht ausgenommen, niederhauen ließ. Der Herzog von Orleans mußte Heinrich nach England folgen; trotz der ungeheueren Gefahr jedoch, der ein so großes Unglück das ganze Frankreich aussetzte, vereinigten sich die im Widerstreit miteinander begriffenen Parteien nicht, um den Nationalfeind gemeinschaftlich zu bekämpfen, vielmehr setzten sie die inneren Befehdungen fort, ohne Rücksicht auf die bedrohliche Lage des Königreichs zu nehmen. An die Stelle des Herzogs von Orleans trat als Oberhaupt der diesem ergebenen Anhänger der Graf von Armagnac, und da König Heinrich, an Geld und Mannschaft erschöpft, einstweilen wieder heimzog, so übte jener, als Connetable und Oberaufseher von Frankreich, besonders gegen den Herzog von Burgund und seine Getreuen tyrannische Gewalt, wodurch er ihn veranlaßte, Heinrich als König von Frankreich anzuerkennen und ein geheimes Bündnis mit ihm abzuschließen. Von noch schlimmeren Folgen war Armagnacs Verfahren gegen die regierende Königin Isabelle, die Gemahlin des wahnsinnigen Karls VI. Eine Tochter Herzog Stephans II. von Oberbayern, war sie in früher Jugend, bewundert wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, nach Frankreich gekommen; einem Verrückten vermählt und von jeder Versuchung umgeben, hatte sie der Lust und Leidenschaft nicht lange Widerstand geleistet und so wenig ihre königliche als ihre mütterliche und weibliche Würde zu bewahren gewußt; sie erregte allerdings allgemeinen Anstoß,

aber in jener Zeit des Verderbens war schwerlich eine reine Hand zu finden, der es gebührte, den Stein wider sie aufzuheben. Armagnac beraubte sie mit Zustimmung ihres eigenen Sohnes, des schwachen jungen Mannes, der später als Karl VII. ein Wunder erleben sollte, das er so wenig verdiente, ihrer Güter und setzte sie in gefängliche Haft. Nach Rache dürstend, in ihrem heiligsten Gefühl durch die Frucht ihres Leibes verletzt, warf sie sich dem bisher von ihr gehaßten und bekämpften Johann von Burgund in die Arme, der sie aus Tours entführte und durch ein Parlament zu Troyes in ihrer Eigenschaft als Regentin, wozu sie schon früher durch den König ernannt war, unwiderruflich bestätigen ließ. Bald bemächtigte sich Burgund auch der Hauptstadt Paris und feierte seinen Einzug durch ein unerhörtes Blutbad, in welchem der Connetable von Armagnac den Tod fand; das Volk erbrach die Staatsgefängnisse und ermordete an einem einzigen Tage fünfzehnhundert Gefangene; der Henker wurde eine so wichtige Person, daß, als es ihm einmal beliebte, dem Herzog von Burgund öffentlich seine blutbespritzte Hand zu reichen, dieser sie nicht zurückwies. Auch die Pest stellte sich ein und trieb, in wenigen Tagen fünfzehntausend Menschen dahinraffend, das Elend auf den höchsten Grad; mitten in dem allgemeinen Jammer hielt Isabelle, auf einem kostbaren Wagen sitzend und von zwölfhundert Leibwächtern umgeben, ihren Triumphzug und ließ Siegeslieder von erkauften Kehlen absingen.

Heinrich von England ließ diese Zeit der Auflösung aller Ordnung und alles Rechts nicht ungenutzt vorübergehen. Er drang durch die Normandie aufs neue in Frankreich ein und schritt, da sich ihm statt eines

Heeres bloß ein päpstlicher Legat entgegenstellte, ungehindert vorwärts. Rouen widerstand ihm lange, mußte aber zuletzt doch kapitulieren. Nun endlich verglich sich der Herzog von Burgund mit dem Dauphin, Karl VII. Als aber die beiden Fürsten zur Verständigung über streitige Punkte auf der Brücke von Montereau zusammenkamen, fielen die im Gefolge des Dauphins befindlichen alten Anhänger des einst auf Burgunds Anstiften ermordeten Herzogs von Orleans über den letzteren her und töteten ihn. Der Dauphin war in seinem kaum siebenzehnjährigen Alter gewiß an der schlechten Tat unschuldig, er mußte sie jedoch büßen, und freilich war es schlimm für seine Sache, daß die Umstände ihm nicht erlaubten, die Mörder aus seiner Nähe zu entfernen. Philipp, zubenannt der Gute, des erschlagenen Herzogs von Burgund Sohn, verband sich aufs engste mit dem König Heinrich von England, Karl VII. wurde in dem zwischen beiden zu Troyes abgeschlossenen Vertrag aller seiner Rechte verlustig und Heinrich zum Nachfolger Karls VI. erklärt, Isabelle war die ärgste Verfolgerin ihres Sohnes, und der wahnsinnige König, unwissend, was er tat, unterzeichnete eine Urkunde, worin er Heinrich den Erben von Frankreich, seinen Sohn Karl aber einen Mörder nannte. Bald prangte Heinrich, mit Katharina, der liebreizenden Tochter Karls VI., vermählt, zu Paris, während der Dauphin sich nur noch in einigen wenigen Provinzen kümmerlich aufrechterhielt; es war ihm jedoch nicht vergönnt, die Eroberung Frankreichs zu vollenden, denn er starb plötzlich, mitten in seiner Manneskraft. Sehr schnell folgte ihm sein unglücklicher Schwiegervater in die Gruft. Nun wurde der noch in der Wiege liegende Heinrich VI. in der Kirche

von St. Denis als König von England und Frankreich ausgerufen; der Dauphin erhob dagegen als Karl VII. das Banner des Reichs. Der Herzog von Bedford, während Heinrichs VI. Unmündigkeit zum Regenten ernannt, bot alles auf, das Kind rasch zum unbeschränkten Herrn von Frankreich zu machen, und vermählte sich, um den Herzog von Burgund für immer an sich zu ketten, mit dessen Schwester. Karls VII. Partei, so klein sie war, stritt mutig und tapfer, aber die Übermacht der Engländer war zu groß, als daß der Sieg und der endliche Ausgang irgend hätte zweifelhaft sein können, auch war der junge König leider nichts als der Spielball seiner Umgebungen; er folgte allen und jedem und wurde zuletzt von seinen Anhängern auch wirklich nur noch als eine willenlose Fahne betrachtet, die man im Winde flattern läßt, und die immer bedeutet, was sie eben bedeuten soll. Die mächtige Stadt Orleans, die Pforte zum Süden des Landes, war der Punkt, mit dem Frankreich stand oder fiel; die Getreuen Karls VII. boten ihre höchsten Kräfte auf, sie dem König zu erhalten, die Engländer bemühten sich aufs äußerste, sie ihm zu entreißen, der Moment war da, wo die Macht der Feinde sich brechen oder wo das alte, herrliche Reich zur Provinz Englands herabsinken mußte. In solchen schicksalschwangeren Augenblicken, wo zwei miteinander im Kampf verstrickte Parteien gleichmäßig zittern, die eine vor der Gewalt des hereinbrechenden Unglücks, die andere vor dem erdrückenden Übermaß des Glücks, das in unmittelbarer Folge oft sein Gegenteil hervorruft; wo die Entscheidung in der Idee schon da ist, aber in der Wirklichkeit doch noch zögert und, dem Zufall Raum gebend und ihn zum Eingreifen auffor-

dernd, langsam und träge herannaht; wo niemand Recht von Unrecht zu sondern oder auch nur danach zu fragen wagt: in solchen Augenblicken hat der schwindelnde Mensch ein Gefühl, als müßte die Gottheit selbst aus ihren Finsternissen hervortreten und mit flammendem Schwert auf den Weg deuten, der gewandelt werden soll. Und sie trat hervor, als es Zeit war, aber in der zarten, gebrechlichen Gestalt eines jungfräulichen Mädchens, um schon durch das von ihr gewählte Werkzeug anzuzeigen, daß sie, nicht durchaus gebunden in ihrem Wirken durch die allgemeinen Formen und Gesetze der Schöpfung, keiner irdischen Mittel bedarf, um die Zwecke zu erreichen, die sie als notwendig den Regungen und Bewegungen der Geschichte gesetzt hat. Wer kein Wunder glauben kann, der muß die Welt für den ganz vollkommenen Ausdruck Gottes halten oder Gott für den Sklaven der Welt, seines Werkes; das eine ist unmöglich, das andere vermessen!

Johanna von Arc. Ihre erste Zeit

Zwischen den Provinzen Bar und Lothringen liegt eine fruchtbare Gegend von unbeträchtlicher Ausdehnung, die zu den Erbgütern der Krone gehörte und deren Einwohner derselben, obgleich sie von lauter Rebellen und feindlich Gesinnten umgeben waren, stets aufs treuste anhingen. In der Mitte dieses Landstrichs liegt das Dörfchen Domremy, und in diesem wohnte ein fleißiger, gottesfürchtiger Bauersmann, Jakob von Arc mit Namen, samt seiner frommen, keuschen Ehefrau. Beide führten miteinander ein stilles, tätiges Leben; sie rangen der Erde mit Mühe das wenige ab, dessen sie

für sich und ihre nach und nach erzeugten fünf Kinder bedurften, und brachten dem Himmel dafür aus der Fülle eines immer zufriedenen Herzens ihren warmen Dank dar. Von solchen Eltern, die, äußerlich arm und innerlich reich, mit Freude und Frieden in dem ihnen angewiesenen engen Kreis beharrten und in der Bedingung des Daseins, der Arbeit, zugleich seinen einfachen Zweck erblickten, konnte ein so kindlich geheimnisvolles Wesen, wie die Jungfrau Johanna, die in rührender Naivität das Wunderbare und Außerordentliche, welches ihr aus den Tiefen ihres Innern entgegenblitzte, so betrachtete, als ob es sich von selbst verstände, als ob niemand daran zweifeln dürfe, ohne sie und den Höheren über und in ihr zu beleidigen, abstammen. Liebe zu König und Vaterland atmete sie mit der Luft ein; so heilige Gefühle mußten sich in ihrem glühenden, treuen Gemüt zum Enthusiasmus steigern, sobald sie mit ihrer entfernteren Umgebung sowie mit dem Lauf des Schicksals in Konflikt gerieten. Die Natur, die sie umgab, in der sie sich als Kind entwickelte, mit der sie als Mädchen in ein näheres Verhältnis trat, war ganz geeignet, alles, was an dunklen Kräften in Herz und Geist bei ihr schlummerte, zeitig zu erwecken. Von der Hütte ihres Vaters aus, die zu ihrem Gedächtnis noch bis auf unsere Tage erhalten ist, sah sie den mächtigen, schauervollen Eichenhain, eine uralte Waldung, die von Bergeshöhen wie ein finsteres Geisterrevier herabnickte. Nicht weit davon entfernt erhob sich ein seltsamer Baum, dessen Alter niemand wußte und an den sich Sagen und Märchen mancherlei Art knüpften. Bogenförmig wölbten sich seine gewaltigen Äste, sein Schatten war kühl und dicht, und eine Quelle, die in seiner Nähe sprudelte,

war heilbringend gegen das Fieber und andere Gebrechen. Im Frühling feierte die Jugend unter ihm das schönste aller Feste, das Maifest; man tanzte und aß und trank in seiner Umdachung, man schmückte ihn selbst mit Blumen und Laubgewinden. Zu jeder Zeit pilgerten zu ihm, der Quelle wegen, die Kranken und Siechen. Aber für die Nacht gehörte dieser Ort der Heiterkeit und des Segens den Feen und Gespenstern, und kein Sterblicher wagte sich heran. Man halte es nicht für gleichgültig, daß es gerade ein solcher Kreis war, worin Johanna erwuchs! Es ist das höchste Glück des Menschen, wenn die Welt außer ihm mit seinem Innern in Einklang steht; mancher lernt sich in seinem eigentlichen wahren Sein niemals erkennen, wenn der umgekehrte Fall eintritt.
Johanna Arc wurde im Jahre 1410 oder 1411 geboren, man weiß es nicht genau. Ihre Erziehung war den Verhältnissen ihrer Eltern angemessen. Sie brachte es im Nähen und Spinnen und in anderen häuslichen Geschicklichkeiten zur großen Vollkommenheit. Lesen lernte sie nicht, auch nicht schreiben; ich wollte, es lernten dies auch jetzt nur die wenigen, die etwas zu schreiben haben, die für das, was sie denken und empfinden, zu dem natürlichen wirklich noch des künstlichen Organs bedürfen. Sie stand ihren Eltern in Besorgung der Arbeiten, welche die Jahreszeit mit sich brachte, demütig und redlich bei, ein großer Ruhm für eine so reiche, tiefe Natur und zugleich das beste Zeugnis für die Wahrhaftigkeit ihrer Sendung. Bald half sie beim Ackerbau, bald hütete sie die Herde; andächtige Religionsübungen gereichten ihr zur Erholung und Erfrischung. An Tanz und weltlichem Gesang empfand sie kein Behagen; es fiel ihr jedoch nicht ein,

sich deshalb über andere, die nur in einem solchen Elemente zum Genuß ihres Daseins gelangen können, zu erheben und, wie es wohl geschieht, in einen frohen Kreis als personifizierte Monstranz einzutreten, die nur kommt, um sich verehren zu lassen und um sich im stillen ein albernes Verdienst aus dem sauertöpfisch-gravitätischen Gesicht zu machen, das sie bei Flöten- und Geigenklang zu behaupten weiß. Als die Engländer, nachdem sie Johanna zu ihrer Gefangenen gemacht hatten, einen Kommissarius nach Domremy entsandten, der über ihre Aufführung Erkundigungen einziehen und gegen die arme Gemißhandelte womöglich neue Klagepunkte aufstellen sollte, konnte er nicht umhin, zu berichten, er habe über sie nichts vernommen, als was er über seine eigene Schwester zu vernehmen wünsche. Dies ist gewiß der schlagendste Beweis, daß sie nicht allein bei den Dorfbewohnern in der höchsten Achtung stand, sondern daß sie auch allgemein beliebt war; denjenigen aber liebt niemand, der seine Freuden verachtet, ebensowenig wie denjenigen, der seinen Schmerzen die Teilnahme versagt, und hierin hat der gesunde Sinn des Volkes, der wohl weiß, daß eben das Größte auf dem Menschlichsten ruht und daß das sogenannte „Sichzurückziehen" der meisten aus nichtigem, leerem Hochmut entspringt, unbedingt recht.

Es heißt, Johannas Mutter habe während ihrer Schwangerschaft geträumt, sie werde einen Donnerkeil gebären. Dieser Traum, wenn er auch wahr wäre, hätte desungeachtet keine symbolische Bedeutung. Ein Donnerkeil ist ein schlechtes Zeichen für die Heldin Gottes. Sehr anmutig erscheint uns dagegen die holde Maid in einer anderen Sage. Als sie, wird erzählt, in

zartester Jugend die Schafe ihres Vaters gehütet habe, seien auf ihren Ruf die Vögel aus Wald und Flur herbeigeeilt und hätten, zahmen Haustieren ähnlich, das Brot aus ihrer Schürze gepickt. Leicht möchte es sein, in diesem Bilde ihr ganzes schönes Leben zu erkennen. Wie die Vögel ihrer Kinderstimme, so gehorchten die unsichtbaren Gewalten ihrer hohen, unschuldigen Begeisterung; weil sie nie an sich dachte, nur an das, was ausgerichtet werden sollte, gestaltete sie das Schicksal des gesamten Frankreichs um.

Nahe bei Domremy lag ein anderes Dorf, Marcey. Wie Domremy mit seinen Bewohnern der Partei des Königs anhing, so hatte sich Marcey auf burgundische Seite gestellt. Hieraus entstanden natürlich vielfältige Reibungen, die aber, merkwürdig genug, nicht unter den Erwachsenen, sondern unter den Knaben in offenen Flammen ausbrachen. Es fielen unter der Jugend beider Dörfer ziemlich ernsthafte Gefechte vor, aus welchen die Kämpfer nicht selten blutend und schwer verwundet zurückkehrten. Johanna nahm zwar an diesen Fehden persönlich keinen Anteil, die Lage der Dinge, die Spaltungen, die das Königreich in Haupt und Gliedern bis zu den kleinsten Ortschaften herab zerrissen, wurden ihr jedoch eben hierdurch von früh auf nahegerückt. Es entstand in ihrer Seele ein Haß gegen Burgund und seine Anhänger, der durch die Kunde von den Greuelszenen in Paris, deren wir oben gedachten, nur gesteigert werden konnte. Auf solche Weise aufgeschlossen in ihrem ganzen Wesen, im Geiste geweckt, in den Sinnen erhöht, hatte sie den Punkt erreicht, wo dem höchsten Waltenden die unmittelbare Anknüpfung möglich war.

Der Gegenstand, der jetzt vor mir liegt, ist kaum einer für die Darstellung. Der Zweifel vernichtet ihn, der Glaube läßt ihn gestaltlos. Es bleibt nichts übrig als einfache Nacherzählung dessen, was Johanna ihren Richtern gesagt hat.

Als sie etwa 13 Jahre alt war und sich zur Mittagszeit an einem warmen Frühlingstage in dem Garten ihres Vaters befand, da traf auf einmal eine außerordentliche Klarheit ihre Augen. Zugleich hörte sie eine Stimme, die sie um so mehr als Gottes Stimme verehren zu müssen vermeinte, als dieselbe ihr weise, fromme Ermahnungen zukommen ließ, sie zum öfteren Kirchenbesuch aufforderte und zum Verharren in allem Guten ermunterte. Sie glaubte, für die ihr zuteil gewordene Offenbarung durch ein schnelles Gelübde, Jungfrau bleiben zu wollen, am besten den Dank abzustatten. Etwas später führte sie ihres Vaters Herde auf die Weide. Abermals ließ die Wunderstimme sich vernehmen, und plötzlich standen viele herrliche Gestalten, von himmlischem Glanz leuchtend, vor ihr da. Eine von ihnen hatte Flügel an den Schultern; es war, wie sie später erfuhr, der Erzengel Michael. Sie sah dies alles, wie sie ausdrücklich versicherte, mit ihren leiblichen Augen. Ein heiliges Schrecken kam über sie; der Erzengel aber entfaltete vor ihr in ernster Rede ihre ganze Zukunft, er sagte ihr, daß Gott sich über Frankreich erbarmen, daß sie dem König zu Hilfe ziehen und Orleans von einer Belagerung entsetzen, und daß sie Karl VII. das Reich seiner Väter wiedergewinnen werde. Sie erstaunte und erwiderte dem

Erzengel mit Tränen, daß sie ja nur ein schwaches Mägdlein sei und kein Roß zu lenken, geschweige ein Kriegsheer zu leiten verstehe. Aber der Erzengel fuhr fort: sie müsse sich nicht fürchten, sondern sich vor dem Hauptmann Robert von Baudricourt zu Vaucouleurs stellen; dieser werde sie zum König bringen oder bringen lassen, und die Fahrt werde ohne Hindernis vor sich gehen. Auch würden die heilige Katharina und die heilige Margareta, die ihr zu Rat und Tat vom Herrn erwählt seien, ihr öfters erscheinen; ihnen möge sie vertrauen und gehorchen, denn also sei es Gottes heiliger Wille.

Ich erinnere nicht aus den Prozeßakten, die mir jetzt nicht zur Hand sind, ob der Umstand gerichtlich ausgemittelt worden ist, wann Johanna über die eben angeführten Visionen zuerst gesprochen hat. Wäre es erwiesen, daß sie es gleich oder doch bald nachher getan habe, so könnte selbst juristisch nicht an der Wahrheit gezweifelt werden, denn die Belagerung von Orleans, deren der Erzengel Michael gedachte, ereignete sich erst vier bis fünf Jahre später und ließ sich deshalb damals noch nicht in eine lügnerische Erfindung verweben. Die hervortretenden naiven Züge fallen aber auf einer anderen Waage, mit der freilich das Überirdische nicht immer gewogen wird, noch viel schwerer ins Gewicht. Dieser kindliche Schluß: das müsse Gottes Stimme sein, die zum fleißigen Kirchenbesuch ermahne; das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit, welches das Mägdlein zum Dank für die ihr zuteil gewordene hohe Auszeichnung hastig und übereilt darbrachte; ihre Einwendung, sie könne nicht reiten, dies alles enthält so viel sieghafte, echte Natur, daß man, während man lächelt, sich doch zugleich der höchsten Weh-

mut nicht erwehren kann und an die Wahrheit wohl glauben muß, man mag wollen oder nicht.
Die von dem Erzengel Michael verkündigten heiligen Frauen zögerten ebenfalls mit ihrer Erscheinung nicht lange. Sowie sie bei Johanna eintraten, nannten sie ihre Namen. Schön, sanft und demütig waren nach der Jungfrau Beschreibung ihre Stimmen; glänzende Kronen trugen sie auf den Häuptern und waren von vielen Lichtern umgeben. „Wie es ihnen wohl ziemte", setzte sie ernst und einfältiglich hinzu, als sie von diesem Umstand zu ihren Richtern sprach. Sie erschienen stets in der nämlichen Gestalt, aber Johanna sah nur ihre Gesichtszüge, niemals ihre Leiber, zuweilen hörte sie auch bloß ihre Stimmen, wußte aber auch an diesen eine von der anderen zu unterscheiden. Sooft sie sich nahten, neigte sich die Jungfrau tief; wenn sie es zuweilen im ersten Moment unterlassen hatte, kniete sie beschämt nieder und bat um Vergebung. Wenn sie wieder verschwanden, vergoß sie heiße Tränen, weil sie nicht mitgehen durfte; die heiligen Frauen versprachen ihr jedoch, daß sie sie zum Paradiese geleiten würden, und da sie immer nur das Heil ihrer unsterblichen Seele vor Augen hatte, so gab sie sich gern und leicht zufrieden. Daß die himmlischen Gestalten zu ihr kamen, erregte in ihr hauptsächlich deshalb große Freude, weil sie darin den Beweis erblickte, daß sie in keiner Todsünde befangen sei. Um dieselben ihrerseits zu ehren, wie sie es vermochte, zündete sie vor ihren Bildern geweihte Kerzen an und bekränzte sie mit Blumen. Niemals unter dem Feenbaum, aber an vielen anderen Orten hatte sie die Erscheinungen. Je älter sie wurde, um so öfter ließen sich die geheimnisvollen Stimmen vernehmen, um so ernster und dringen-

der, zuletzt wöchentlich zwei- bis dreimal, wurde ihr der Aufbruch geboten. Sie sprach nicht von dem, was ihr widerfuhr, denn sie fürchtete die burgundische Partei, die ihre Fahrt hemmen könne, und noch mehr ihren Vater. Aber ganz konnte sie doch nicht alle und jede Andeutungen unterdrücken, und wenn es auch wohl unbekannt ist, ob sie der Belagerung von Orleans schon zu einer Zeit, wo menschliche Voraussicht von dieser noch nichts wissen konnte, gegen Fremde gedachte, so ist doch durch Zeugen erwiesen, daß sie wiederholt äußerte, sie werde Frankreich und den König retten. Auch ihrem Vater verkündigte ein ahnungsvoller Traum in schwachem Umriß die Zukunft seiner Tochter; er sah sie mit Kriegsknechten von hinnen ziehen. Doch erweckte der Traum, der vielleicht durch den Eindruck, den das dunkle Wesen seiner Tochter im allgemeinen auf ihn machte, vielleicht auch durch einzelne rätselhafte Worte, die sie fallen ließ, erzeugt sein mochte, in ihm nur schlimme Gedanken, und er sagte zu seinen Söhnen: „Könnte es wirklich so kommen, wie ich träumte, so wollt ich lieber, daß ihr sie ertränktet, ja, wenn ihr dies unterließet, so würde ich selbst es tun."
Wer sieht nicht im Geist das Hirtenmägdlein, wie sie unter den Wundern, die ihr aufgehen, unter dem Geschick, das ihr bevorsteht, fast erliegt, wie sie bald in Seligkeit, bald in Angst und Grauen dahinwandelt, wie ihre ganze Seele zur Mitteilung an Vater und Mutter gedrängt wird, und wie sie, wohlbekannt mit dem schlichten Sinn der Ihrigen, der auf ihren außerordentlichen Beruf, bevor sie ihn durch die Tat selbst beurkundet hatte, unmöglich vertrauen und in ihren kühnen Hoffnungen nur Vermessenheit und Selbstüberhebung

sehen konnte, sich in Stunden, wo das Herz ihr unwillkürlich aufspringt, scheu und zitternd wieder verschließt, wie sie einfach und still die Aufträge ihrer Eltern ausrichtet und, während sie die Schafe auf die Weide treibt, der Zeit gedenkt, wo sie dem unberechtigten König von England die angemaßte Krone vom Haupt nehmen und sie dem echten, jetzt landflüchtigen und verlassenen Fürsten darbieten soll! Äußerst naiv und bezeichnend für ihre Natur ist es wieder, daß sie über ihre Gesichte schwieg, weil sie meinte, die burgundische Partei sowohl als ihr Vater könnten sie in ihrem Unternehmen hindern, die eine aus Glauben an sie, der andere dagegen aus Unglauben, also aus zwei einander völlig aufhebenden Motiven. Psychologen vom Fach, welche die Seele gern zersetzen wie das Blut, könnten aus diesem Widerspruch sehr leicht eine Anklage gegen die Wahrhaftigkeit der Jungfrau herleiten; ich sehe darin das reine, spiegelklare Abbild ihres Wesens, das bei aller Kraft und Gespanntheit zum Handeln und Ausführen doch für die Betrachtung ihrer selbst und ihrer großen Aufgabe nicht den überschauenden und vergleichenden Punkt zu erklimmen vermochte, auf dem mancher stand und mancher erfror!

Die Belagerung von Orleans

Kehren wir jetzt, nachdem wir die Auserwählte des Herrn, die mit Kinderhand in die Speichen des Schicksals eingreifen sollte, kennengelernt haben, zu dem Kriegstheater, wo sie bald auftreten wird, zurück!
Thomas von Montagu, Graf von Salisbury, war im Sommer 1428 mit einem bedeutenden Heer nach

Frankreich gekommen, um die wenigen Länder, welche Karl VII. noch anhingen, zu unterjochen. Die französischen Städte und Burgen fielen dutzendweise eine nach der andern in seine Hände, der ganze Norden des Reichs war bezwungen, und auch den Süden durfte der Eroberer für unterworfen erachten, sobald er, wie wir oben bereits bemerkten, die Stadt Orleans zur Übergabe genötigt hatte. Orleans war dem angestammten König getreu, die Bürger boten alles auf, sich gehörig zu befestigen und für eine Belagerung mit Lebensmitteln und allem Notwendigen in Zeiten zu versehen. Sogar die Stände des Reichs, überzeugt, daß von der Behauptung dieser Stadt alles abhing, legten sich zu ihrer Unterstützung eine Steuer auf, und von allen Seiten zogen edle, mannhafte Ritter zu ihrer Hilfe herbei. Die Bürger brannten eine bedeutende Vorstadt ab, die mittels einer Brücke mit der Stadt zusammenhing, und richteten, da sie wußten, daß der Feind von dieser Seite anrücken würde, ein Bollwerk vor der Brücke auf. Noch waren sie mit dem Werke nicht ganz fertig, als (am 12. Oktober) Graf Salisbury im Felde erschien. Nun ging es alsbald zum ernsten Kampf. Tag und Nacht beschossen die Engländer mit eisernen Kugeln und Steinblöcken die Stadt. Die von Orleans beantworteten den donnernden Gruß auf gleiche Weise und schadeten dem Feind nicht weniger durch mehrere heftige Ausfälle, die sie nacheinander mutig wagten. Den 21. Oktober begann Salisbury den Sturm; keck und verwegen setzten die Engländer trotz des ununterbrochenen feuernden Geschützes ihre hohen Leitern an das Bollwerk, aber unverzagt empfingen sie die französischen Ritter, warfen ihre Leitern zurück und bewillkommten die Emporklimmenden mit Steinen

und eisernen Reifen, auch wohl zur Abwechslung mit kochendem Wasser und siedendem Öl, welches Jungfrauen und Weiber in Masse herbeitrugen. Der Sturm ward auf solche Weise mit Ungestüm abgeschlagen, aber im Schoß der Erde hantierten die Minengräber, und nur zu bald sahen die Bürger ein, daß das Bollwerk nicht länger zu halten sei. Doch ließen sie sich auch dies wenig anfechten, zogen sich vielmehr gelassen zurück und errichteten, selbst zwei Bogen der Brücke vernichtend, ein neues Bollwerk, von wo aus sie die Engländer unausgesetzt beschossen. Inzwischen langte in der Stadt zur großen Ermunterung der Belagerten Graf Dunois, genannt der Bastard von Orleans, den der König Karl zum Statthalter ernannt hatte, mit vielen tapferen Begleitern an, und fast zu derselben Zeit fand Graf Salisbury, als er eben von einem Turm aus zu rekognoszieren versuchte, durch einen Schuß seinen Tod. Der Herzog von Bedford, der, wie der Leser erinnern wird, in Paris seine Hofstatt aufgeschlagen hatte, sandte schleunigst den Grafen von Suffolk nach Orleans, um den Oberbefehl des durch den so plötzlichen Hinscheid seines tapferen Anführers verwaisten Heeres zu übernehmen. Suffolk teilte seine Kriegsmacht sogleich in zwei Teile, deren ersten er unter Glacidas bei der Brückenburg stehenließ, indes er den zweiten über den Fluß hinüberführte, um die Stadt im Rücken anzufallen. Die Bürger erfuhren dies kaum, als sie mit einer Aufopferung, die ihnen zu Ehren gereichte, augenblicklich beschlossen, ihre sämtlichen reichen Vorstädte in Flammen aufgehen zu lassen. Das Weihnachtsfest kam heran, und Belagerer und Belagerte vereinigten sich über einen kurzen Waffenstillstand, der freilich nur von 9 Uhr morgens bis

5 Uhr nachmittags dauerte. Glacidas ersuchte Dunois ihm einige Minstrels, mit Trompeten und Klarinetten versehen, ins Lager hinauszusenden. Dies geschah; aber die Musik, so lieblich sie sein mochte, hatte doch über den rauhen Engländer nicht so viel Gewalt, daß er den Christo zu Ehren abgeschlossenen Waffenstillstand auch nur um einen halben Tag verlängerte, und der Donner des Geschützes begann auf die Stunde aufs neue. Auch die Stadt spielte in gleicher Tonart auf, und besonders ein Lothringer, Meister Johann in den Chroniken genannt, der eine Feldschlange befehligte und sich sowohl durch Standhaftigkeit wie durch seine Geschicklichkeit hervortat, fügte durch Schießen dem Feind großen Schaden zu. Es charakterisiert die Kriege und kriegerischen Unternehmungen jener Zeit, daß, wenn sich jetzt nur Automaten gegenüberstehen, die, durch den Befehl eines einzigen in Bewegung gesetzt, auch selten weiter gehen, als es mathematisch genau mit dem Inhalt der Order übereinstimmt, damals oft einzelne aus der Masse hervortraten und zuweilen dem ganzen Kampf eine andere Gestalt gaben, jedenfalls aber eine willkommene Unterbrechung in die Einförmigkeit brachten. So forderten zwei Gascogner aus der Schar la Hires zwei Engländer auf die Lanze heraus, die sich auch stellten, und wovon der eine aus dem Sattel gehoben ward, während der andere seinem Gegner stand.

Scharmützel reihte sich an Scharmützel, ohne daß etwas Besonderes ausgerichtet wurde; eine belagerte Stadt verliert jedoch durch jeden Tag, den die Belagerung dauert, unmittelbar, und es durfte als ein sehr freudenreiches und wichtiges Ereignis betrachtet werden, daß man gleich nach Neujahr 400 Hammel und

950 Schweine, die den Bürgern besser zustatten kamen, als wenn es ebensoviele Soldaten und Ritter gewesen wären, in Orleans hineinschaffte. Der Admiral von Frankreich, Ludwig von Culan, drang an der Spitze von 300 Kriegern mit offener Gewalt durch das englische Lager und warf sich in die Stadt, was natürlich, abgesehen von der ansehnlichen Hilfe, die er brachte, schon an sich den Jubel der in ihrer Nationalität daniedergetretenen Franzosen laut und stürmisch hervorrief. Angriffe und Ausfälle wechselten miteinander ab, die in Orleans hielten sich gleichmütig tapfer, aber bald trat Mangel, zunächst an Munition und Kriegsbedürfnissen, endlich nicht minder an Lebensmitteln ein, und dagegen hilft kein Mut und keine Mannhaftigkeit. Der Raum erlaubt nicht, die Belagerung in allen einzelnen kleinen Zügen zu verfolgen, obgleich die Chroniken mit größter Ausführlichkeit über den Gang, den sie nahm, berichten. Monat nach Monat ging hin, die Not ward in der Stadt immer größer, und die Entscheidung blieb fern. Auf dem Grafen Clermont, der zu Blois ein Heer zum Entsatz sammelte und zu dem sich der Connetable von Schottland mit seinen Schotten gesellte, beruhte ihre letzte Hoffnung. Zu der Zeit, wo Clermont mit seiner Kriegsmacht nach Orleans ziehen wollte, sandte der Herzog von Bedford von Paris aus unter Fastolfs Befehl 300 Wagen mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen an Suffolk. Clermont beschloß, seine Taten im Felde mit dem Auffangen dieses Zuges zu beginnen, und der Bastard von Orleans, von seinem Vorhaben unterrichtet, verließ die Stadt, um ihm hierbei Hilfe zu leisten. Dunois war zuerst zur Stelle und sah, wie Fastolf unbesorgt in größter Unordnung dahergezogen kam. Er

hätte gern angegriffen, und gewiß mit Erfolg, doch Clermont sandte einen Boten nach dem andern mit dem Befehle, bis zu seiner Ankunft, die er nichtsdestoweniger nicht gehörig beschleunigte, zu warten. Fastolf merkte nun die Gefahr, schlug eine Wagenburg auf, rammte Pfähle ein und erwartete, gelassen und sich dem Schutz Gottes empfehlend, die Dinge, die da kommen sollten. Weil die Franzosen sich noch immer ruhig verhielten, wurden zuletzt die Engländer übermütig und ließen jene durch ihre Bogenschützen necken. Nun hielt sich Dunois mit seinen Gefährten nicht länger, aber sowie sie wutentbrannt zum Kampfe stürmten, entstand unter ihnen eine große Verwirrung. Diesen Augenblick benutzte Fastolf, machte einen Ausfall aus seiner Wagenburg und zerstreute die Stürmenden mit außerordentlichem Verlust. Dunois wurde schwer verwundet, doch wagten la Hire und Xaintrailles das Äußerste, die völlige Niederlage abzuwenden und, obgleich ihrer nur sechzig waren, den Feind aufzuhalten, ja wieder zum Stehen zu bringen. Jetzt endlich erschien Clermont; sein Heer war stark genug, um die erlittene Schmach der anderen zu rächen, auch hatte er, abgesehen von Gewissen und Pflicht, noch eine persönliche Aufforderung, dem Fastolf seine Stärke zu zeigen, denn er war an demselben Tage zum Ritter geschlagen worden; er zog es jedoch, erbittert wegen der Hintansetzung seines Befehls, vor, ohne Schwertstreich den Platz zu verlassen und sich Orleans, statt, wie er hätte können, mit einem Überfluß von Proviant, mit einer Armee Hungriger und Durstiger zu nähern. Spät am Abend zogen die Geschwader, die unter Dunois die Stadt am Morgen verlassen hatten, wieder ein. Aber welche Heimkehr, verglichen mit dem Auszug! Schweigend und

blutig, vom traurigen Licht der Fackeln beleuchtet, nicht imstande, jene stolze Gleichmütigkeit auf dem Gesichte hervorzurufen, hinter der sich so lange die Furcht und das Herzklopfen eines Mannes zu verbergen weiß, ritten sie auf ihren ermüdeten Rossen daher und scheuten sich, den Blicken der Ihrigen, die aus ihren Mienen Leben oder Tod herauszulesen suchten, zu begegnen. Wehklagend rannten Männer, Weiber und Kinder durch die Gassen, man sah den allgemeinen Untergang vor Augen, man pries die Toten glücklich, man verwünschte sich, daß man noch lebte.

Dunois, obgleich an seinen Wunden daniederliegend, war der einzige, der den Mut nicht sinken ließ und den der andern wieder erhob. Auch hatte sich durch Clermonts Ankunft die Gestalt der Dinge merklich verändert, und durch einen Ausfall der jetzt so starken Besatzung wären die Engländer wohl ins Enge zu treiben gewesen. Doch es war keine Eintracht da, und Clermont, dem es in der verhungernden Stadt, die ihn wegen seines elenden Benehmens an dem Tage, der leicht ein entscheidender hätte werden können, laut verwünschte, nicht behagen konnte, brach nach sehr kurzem Verweilen, ohne auch nur zu versuchen, ob sich etwas ausrichten lasse, wieder auf; er versprach freilich beim Abzuge das Allerbeste, er hielt aber gar nichts und nahm noch dazu viele der tapfersten Ritter und Krieger mit sich fort.

Mehrmals hatten die Bürger sich durch Boten an ihren kriegsgefangenen Herzog gewandt und ihn um Vermittelung der Neutralität ersucht. Es war ohne Erfolg geblieben. Jetzt fiel ihnen ein letztes Auskunftsmittel ein. Sie schickten am 15. Februar an den Herzog von Burgund eine Gesandtschaft, mit der Bitte, er möge,

weil ihr Herr, der Herzog von Orleans, seit der Schlacht bei Azincourt in England gefangenliege und seine Stadt nicht verteidigen könne, dieselbe einstweilen so lange in seine Obhut nehmen, bis es unter den streitenden Parteien entschieden sei, wem die Krone von Frankreich rechtlich gebühre. Die Gesandten blieben über zwei Monate aus, und der Kampf ging inzwischen fort wie bisher. Der Herzog von Burgund, durch des Herzogs von Orleans langwierige Gefangenschaft verletzt und ohnehin edelmütig, hätte gern in das Begehren der Bürger gewilligt, doch der Herzog von Bedfort, der nun schon zu lange auf dem Regentenstuhle saß, um sich noch an Heinrichs V. weise Ermahnungen zu kehren, verweigerte hart und rauh seine Beistimmung. „Er wolle die Netze nicht stellen", sagte er, „während ein anderer die Vögel herausnehme." Der Herzog von Burgund wurde durch den Übermut des stolzen Engländers empört und befahl allen seinen Leuten, die mit vor Orleans standen, auf der Stelle heimzukehren. Dies geschah; es half den Belagerten freilich wenig, weil die Feinde schon zu sehr die Übermacht gewonnen hatten; das Zerwürfnis war jedoch für den späteren Gang der Ereignisse von gewichtigem Einfluß. In der Stadt erreichte die Not nun den höchsten Grad, man hatte keine Hoffnung mehr, man durfte von der Zukunft nicht das geringste mehr erwarten, und der Grimm der Engländer, der natürlich durch die Hartnäckigkeit des Widerstandes, den sie, die an steten Sieg und unbedingte, demütige Ergebung Gewöhnten, hier gefunden hatten, fort und fort gesteigert war, ließ sie das Schrecklichste fürchten. Zu diesem allen entstand jetzt noch ein Gerücht von einer inneren Verschwörung, das die Gemüter so beängstigte, wie etwa den Ermüdeten, der gerne

einschlummern möchte, das Rascheln einer Schlange in dem dürftigen, harten Strohlager, worauf er ruht. Orleans war aber der Zeiger für das ganze dem König Karl VII. noch treu gebliebene Frankreich; je gewisser es wurde, daß die Stadt, trotz ihrer heldenmütigen Standhaftigkeit, am Ende doch dem Feind in die Hände fallen müsse, um so mehr sank allgemein der Glaube an das Glück des angestammten Fürsten, und Karl selbst, der den ruhigen, unerschütterlichen Mittelpunkt in der Verwirrung um ihn her hätte abgeben sollen, schwankte und wankte am meisten. Der Geschichtschreiber kommt bei Darstellung dieser Vorgänge in eine Verlegenheit eigener Art. In der Hirtin, die von Gottes unsichtbarer Hand auf den rollenden Kriegs- und Schlachtenwagen hinaufgehoben ward, tritt ihm das unbedingteste, vollkommenste Vertrauen in die Rechtmäßigkeit der Sache, die sie verfocht, entgegen; der König aber, wegen dessen sich dies alles ereignete, wußte sich nicht vor Zweifel und Verzweiflung zu retten, was man ihm immerhin, wenn man das Zerrinnen der Schwäche in mutlose Tränen, ihr feiges Zurückweichen in das Nichts mit den meisten für etwas Gutes, Tugendliches hält, zur Ehre anrechnen mag, was jedoch, wie nicht zu leugnen ist, ein seltsames, ja grauenhaftes Licht auf die wunderbarste Begebenheit, deren die Geschichte gedenkt, werfen muß, indem ganz von selbst die Frage entsteht: konnte, wenn in der Jungfrau Johanna etwas Übernatürliches erwachte, in dem König, um dessentwillen das Außerordentliche geschah, die Natur, deren Stimme hell wie Glockenton durch alle Betäubung der Welt hindurchdringt, schlafen? Ich will nur fragen, nicht antworten. Grund genug hatte Karl freilich zu Zweifeln der bedenklichsten Art, sein Vater war wahn-

sinnig gewesen, seine Mutter hatte sich jede Ausschweifung gestattet, und wahrscheinlich hatten eher ihre Fehltritte die natürlichen Folgen gehabt, als die Umarmungen ihres verwirrten Gemahls. Der König entschloß sich in dem Drang der Umstände dazu, wozu die Jämmerlichkeit, wenn sie durch das Leben auf die Probe gestellt wird, sich am liebsten und am leichtesten entschließt, nämlich zum resignierenden Nichtstun, zur Flucht nach Schottland oder Spanien, um dort bei seinen Verwandten seine Krone zu vergessen und durch lyrische Gedichte, die er leidenschaftlich liebte, wenn er sie selbst machte, die Herzen zu erobern, statt durch ein gezogenes Schwert die rebellischen, abtrünnigen Städte. Er sah in dem Unglücke, das der Himmel ihm schickte, nicht eine Aufgabe, die er lösen und durch die er zum Mann werden sollte; er sah darin nur eine Last, die er möglichst schnell abwerfen müsse, und wenn er sich nicht wirklich aus seinem Königreiche in die reine Lyrik zurückzog, so unterblieb es einzig und allein, weil seine Geliebte, die schöne Agnes Sorel, die zwischen ihm und seiner Gemahlin stand, ihn für diesen Fall zu verlassen und zu dem Feind überzugehen drohte. Sie erzählte ihm nämlich, ihr habe in ihrer Jugend ein Astrolog geweissagt, einer der tapfersten und herzhaftesten Könige der Christenheit werde sie lieben und ihr dienen; bisher habe sie geglaubt, er sei dieser König, jetzt aber, da sie sehe, wie wenig er seiner männlichen und königlichen Pflicht nachkomme, überzeuge sie sich, daß der Herrscher Englands, der ihm Stadt nach Stadt raube, der rechte sei, und den wolle sie aufsuchen. Hierauf versprach ihr Karl, ein Held zu werden. Man will diese Sage bezweifeln, unter anderen auch Charmettes, dessen

ausführliches Werk, was die Data anlangt, dem meinigen zugrunde liegt. Mir deucht, mit Unrecht. Denn mag auch die Erzählung der Sorel aussehen wie erfundene Poesie — Karls unvergleichliche Antwort bürgt für die Wahrheit, sie konnte nur aus seiner Individualität so gestempelt hervorgehen, nicht aus dem Munde eines Dichters.
Karl, von seinen Feinden spottweise der kleine König von Bourges genannt, hatte in seinem Schatz nur noch vier Taler, die ihm und seinem Schatzmeister gemeinschaftlich gehörten; er hielt sich noch mit Mühe auf dem nördlichen Ufer der Loire, dachte aber schon an einen Rückzug ins Delphinat. Er war einem Wanderer zu vergleichen, der während eines furchtbaren Gewitters durch einen Wald dahinschreitet. Baum nach Baum wird vom Blitz zerschmettert, und mit jeder Minute erwartet er den Schlag, der ihn selbst treffen soll!

Johannas Reise zum König

Johanna hatte ihren Wohnort auf eine kurze Zeit mit einem andern vertauschen müssen. Burgundische Truppen waren ins Land eingedrungen und plündernd auch nach Domremy gekommen. Die Hirten und Ackerleute hatten sich, um dem Raub und der Mißhandlung zu entgehen, mit ihren Herden und beweglichen Gütern nach der Stadt Neufchâtel, die damals befestigt war und unter lothringische Hoheit gehörte, geflüchtet; Jacob von Arc war mit den Seinigen natürlich nicht zurückgeblieben und hatte bei einer ehrbaren Frau, die eine Art von Wirtshaus hielt, ein Unterkommen gefunden. Der Aufenthalt dauerte im ganzen nur drei oder fünf

Tage; dennoch gab Johannas zufällige, auf die angeführte Weise durch die Not veranlaßte Aufnahme in einem Wirtshause später Mißwollenden zu dem Gerede Anlaß, daß sie lange Zeit in einer Kneipe als gemeine Dienstmagd zugebracht habe. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese gezwungene Flucht sowie der öde Zustand, worin sie bei der Wiederkehr das Dorf Domremy antraf, sie zur endlichen Ausführung des Vorhabens, welches so lange vor ihrer Seele schwebte, ohne daß sie einen der sich ihr darbietenden Momente zu ergreifen wagte, angespornt hat. Aber auch jetzt trat ihr wieder ein Hindernis in den Weg. Ein von ihr abgewiesener junger Freier, der sie heftig liebte, klagte sie bei dem Tribunal zu Toul an, sie habe ihm ein Eheversprechen gegeben, und bestand gerichtlich auf dessen Erfüllung. Vielleicht haben ihre Eltern den jungen Mann selbst zu einem so sonderbaren Schritt veranlaßt oder ihn wenigstens dabei unterstützt, um durch eine frühe Ehe ihrer Tochter, deren Schicksal sie ängstigen mochte, die Pforte, die weitere und höhere Lebenskreise aufschloß, für immer zu verriegeln. Aber Johanna, bis dahin ein Muster in kindlichem Gehorsam, widersprach entschieden, und der Freier ward ohne weiteres abgewiesen. Nun richteten sich ihre Gedanken vorerst darauf, das väterliche Haus ohne Aufsehen verlassen zu können. Sie bat deshalb ihren Oheim Laxart, der zwischen Domremy und Vaucouleurs angesessen und dessen Frau schwanger war, er möge sie von ihrem Vater zur Pflege der letzteren während ihrer Niederkunft begehren. Laxart war hierzu gern bereit, auch gaben die Eltern unweigerlich ihre Einwilligung, und Johanna verließ Domremy. Kaum aber war sie acht Tage bei ihrem Oheim, als sie diesen in ihr großes

Geheimnis einweihte. Er staunte und erschrak, als sie davon sprach, daß sie zu dem Dauphin ziehen müßte, um ihn krönen zu lassen. Aber sie erinnerte ihn an eine uralte Prophezeiung, daß Frankreich durch ein Weib ins Elend gestürzt, durch eine Jungfrau dagegen wieder errettet werden solle, sie deutete auf die Königin Isabelle und auf sich. Wohl mag sie mit jener heiligen Beredsamkeit gesprochen haben, die sich nicht erlernen läßt, die nicht einmal dem Talent, nur der Wahrheit und der Unschuld in ihren höchsten Momenten eigen ist, dann aber auch ihre Wirkung niemals verfehlt. Der zähe, ungläubige Oheim ward umgestimmt, er beschloß, sich allein nach Vaucouleurs zu dem Hauptmann Baudricourt zu verfügen und diesem über Johanna die erste Mitteilung zu machen. Aber die Begeisterung muß keine Boten senden wollen, denn das Feuer hat niemand, der von ihm zeugt, es muß selbst von sich zeugen. Der Hauptmann gab Laxard den Bescheid: er möge seiner Nichte ein paar Ohrfeigen geben, und wir wollen ihn deshalb nicht roh und unritterlich nennen, obgleich seine Antwort etwas rauh klingt. Johanna ließ sich dies nicht anfechten, sondern machte sich selbst auf den Weg nach Vaucouleurs, anfangs in ihres Oheims männlicher Tracht, die sie aber auf seinen Wunsch mit weiblichen Kleidern wieder vertauschte. Sie drang auch bis zu der Person des Hauptmanns Baudricourt vor und sagte ihm: sie sei von ihrem Herrn an ihn gesendet, damit er den Dauphin ermahne, tapfer zu widerstehen, ohne daß er jedoch den Feind zur Schlacht herausfordere; in der Fastnachtswoche werde ihr Herr ihm Hilfe senden. „Das Königreich“ — fügte sie hinzu — „gehöre dem Dauphin nicht, sondern ihrem Herrn; aber

ihr Herr wolle, daß der Dauphin König werde und das Reich für ihn verwalte, auch werde er, allen seinen Feinden zum Trotz, König sein, und sie müßte ihn zur Krönung führen.“ „Wer ist dein Herr?“ fragte Robert lakonisch. „Der König des Himmels!“ versetzte sie ernst und feierlich. Robert schickte sie fort, wie er ihren Oheim fortgeschickt hatte, ohne auf ihr Gesuch einzugehen.

Johanna war auf dreimaliges Abweisen durch ihre Stimmen vorbereitet. Aber ihrer naiven Natur gemäß, die gewiß unbewußt mit Gott darüber haderte, daß er ihr in dem verhärteten Herzen des alten Soldaten nicht besseren Glauben geweckt hatte, empfand sie schon das zweite Fehlschlagen sehr schmerzlich. Sie blieb in Vaucouleurs bei einer achtbaren Frau, die sie auf der Stelle liebgewann, und der sie in der Zeit, welche die Andachtsübungen ihr übrigließen, in ihren häuslichen Geschäften treulich beistand. Aber die höchste Ungeduld bemächtigte sich ihrer, die vielleicht ebensosehr aus der Furcht, von ihrem Vater mit Gewalt in das elterliche Haus zurückgeführt zu werden, hervorging, als aus dem Drang, jetzt endlich in das Geschick der Völker tätig einzugreifen. Sie sprach gegen jedermann von ihrer göttlichen Sendung und gewann durch den Inhalt ihrer Worte und durch die Anmut, die sie zugleich in dieselben zu legen wußte, mehr und mehr das Vertrauen der Einwohner von Vaucouleurs. Nur Baudricourt verharrte in seinen Zweifeln und veranlaßte ihren Beichtvater, sie in seiner Gegenwart zu beschwören, ob ein guter oder böser Geist in ihr wohne. Daß er dies tat, beweist, daß auch er in seinem Innersten von der Gewalt und Wahrheit ihrer Reden getroffen war, daß er aber, als

ein Mann, für den vieles auf dem Spiele stand, und der, wenn er voreilig ein Weib an den Hof sandte, welches dort nachher keinen Glauben fand, sich bei seinen sämtlichen Kameraden für immer lächerlich gemacht hätte, sich Zeit zur Prüfung nahm. Meine Vorgänger hätten dies bedenken, sie hätten nicht vergessen sollen, daß es leichter ist, nach vier Jahrhunderten an eine historische Erscheinung, die sich festgestellt hat, zu glauben, als in dem Augenblick, wo sie zuerst aus der Dunkelheit hervortritt; dann würden sie Robert von Baudricourt manchen Vorwurf nicht gemacht haben. Johanna versuchte, um zum Zweck zu gelangen, vielerlei, einmal machte sie sich sogar zu Fuß auf den Weg zum König, begleitet von ihrem Oheim und einem andern Mann. Unterwegs erklärte sie aber ihren Gefährten, es sei doch nicht wohlanständig, auf solche Weise an den Hof zu kommen, und kehrte nach Vaucouleurs zurück. Es ist zu verwundern, daß ihre engländischen Richter diesen Schritt später nicht als einen Anklagepunkt gegen sie heraushoben. Sie wich ja ganz offenbar, indem sie ihn tat, von Gottes Gebot ab, der sie ausdrücklich an Robert von Baudricourt gewiesen hatte; auch zeigte sie sich unbedachtsam und inkonsequent, indem sie einen Entschluß halb ausführte und ihn dann als unschicklich zurücknahm. Hoffentlich entgeht es meinen Lesern nicht, daß ich solche Einwendungen nur mache, um ein Beispiel jener erbärmlichen Kritik zu geben, vor welcher sich so wenig Geschichte als Poesie, nicht Gott noch Natur retten kann, die das Universum, das nur durch den Widerstreit im Großen und im Kleinen besteht, auf ein Rechenexempel zurückführen will, und die ein hohler, nichtiger Spuk ist, der in einem versengten

Hirn gaukelt und das schöne, fruchtbare Leben des Gedankens nachspielt.
Jetzt machte sie in Vaucouleurs eine Bekanntschaft, die ihr zu großer Förderung gereichte. Ein im Lande hochgeachteter Edelmann, Johann von Metz, sah sie bei ihrer Wirtin und fragte sie, was sie denn dort schaffe. Sie sagte: „Ich kam zu des Königs Burg und begehrte, daß Robert von Baudricourt mich zum König bringe. Aber der achtet nicht auf meine Worte. Und dennoch muß ich noch vor der Mitte der Fasten beim König sein, und sollt ich mir auch die Füße bis ans Knie ablaufen. Denn niemand in der ganzen Welt, nicht Könige, nicht Herzöge, nicht die Königstochter von Schottland, nicht alle die anderen, können das Königreich Frankreich wiedergewinnen, und es gibt dabei keine Hilfe, als durch mich, obschon ich lieber bei meiner armen Mutter spinnen möchte. Denn jenes ist gar meines Tuns nicht. Aber dennoch muß ich gehen und es ausrichten, weil mein Herr es haben will!"
„Wer ist Euer Herr?" fragte auch Johann von Metz.
„Gott!" erwiderte sie ihm, wie einst Robert. Der Ritter, ergriffen wie noch keiner, gelobte ihr mittelst Handschlags, daß er sie unter Gottes Schutz zum König geleiten wolle. Als er sie fragte, wann sie die Reise anzutreten wünsche, versetzte sie: lieber heute noch als morgen. Zugleich erklärte sie, daß sie gern Mannskleider anziehen möchte. Johann von Metz ließ ihr das Gewand eines seiner Diener reichen, und sie legte es alsbald an. Daß dieser würdige Ritter ihr nicht allein Glauben schenkte, sondern sich ihrer sogar aufs tätigste annahm, erwarb der Jungfrau großen Anhang, und mancher erbot sich ihr jetzt zum Begleiter. Sie wollte jedoch nicht gern ohne einen

Beglaubigungsbrief des Hauptmanns Baudricourt abgehen.

Die Erscheinung und das wirkliche Auftreten der Jungfrau entsprach allerdings einer in ganz Frankreich bekannten alten Prophezeiung; es war daher kein Wunder, daß der Ruf von ihrer Sendung und ihrer Erleuchtung durch den Geist des Herrn sich schnell nach allen Seiten verbreitete. Auch der Herzog Karl von Lothringen, der an einer schweren Krankheit daniederlag, hörte von ihr und ließ sie zu sich rufen, weil er dachte, daß ihm von ihr Hilfe kommen könne. Sie kam auf seinen Wunsch in ihres Oheims Gesellschaft. Höchst edel und würdevoll war ihr Benehmen. Sie hatte noch nie mit Herzögen verkehrt, aber sie verlor in der neuen, glänzenden Umgebung, in die sie so plötzlich hineingerissen ward, auch keinen Augenblick sich selbst. Auf Karls Frage nach ihrer Sendung antwortete sie, da sie bei ihm entschiedenen Unglauben voraussetzen mußte, nur das Allerallgemeinste. Eine Gauklerin hätte sich an einem so vornehmen Krankenbett ein Ansehen zu geben gesucht; sie erklärte dem Herzog einfach, daß sie kein Heilmittel für ihn wisse, und fügte hinzu, er könne gar nicht genesen, solange er fortfahre, sich gegen seine tugendhafte Gemahlin ungebührlich zu betragen. Der Herzog entließ sie unbefriedigt. Mittlerweile waren ihre Eltern, die nun endlich von Johannas Vorhaben Kunde erlangt hatten, höchst bekümmert, ja verzweiflungsvoll nach Vaucouleurs geeilt. Sie hatten sich aber bald, wahrscheinlich durch Johann von Metz, der schon seinem Stande nach den einfachen Bauersleuten imponieren mußte, beruhigt, in ihre Heimat zurückbegeben. Johanna sandte nun an ihren Vater ein schriftliches Gesuch um Verzeihung ihrer Flucht.

Einer ihrer Brüder überbrachte ihr diese und blieb fortan ihr zur Seite.
Auf einmal erklärte sich Robert von Baudricourt bereit, sie an den Hof zu senden. Vermutlich hatte er bei dem König vorher angefragt, ob er es tun dürfe, denn nach der Aussage Johanns von Metz befand sich in dem Reisegefolge der Jungfrau ein Königsbote. Die Chronisten haben für Roberts Sinnesänderung einen Grund, der manchem vielleicht besser gefällt, der aber wohl unerwiesen ist. Es heißt, Johanna habe zu Robert gesagt, es sei ungerecht, daß er so lange zögere, ihren Wunsch und Gottes Gebot zu erfüllen; eben jetzt (an dem Tage, da sie so sprach) habe der Dauphin vor Orleans einen großen Unfall erlitten, und ihm stehe noch Schlimmeres bevor, wenn sie nicht bald zu ihm geführt werde. Bald darauf sei die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht zwischen Dunois und Fastolf, dessen wir oben erwähnten, eingelaufen, und nun habe der Hauptmann nicht länger zweifeln können.
Die Einwohner von Vaucouleurs vereinigten sich nun gemeinschaftlich zu Johannas Ausrüstung. Sie ließen ihr ein Mannskleid nebst Halbstiefeln verfertigen. Ihr Oheim schenkte ihr ein Roß, Robert von Baudricourt ein Schwert. Am Sonntag, den 13. Februar 1428, brach sie auf. Man befragte sie, wie sie eine solche Fahrt zu einer Zeit, wo das ganze Land von Feinden durchstreift werde, als eine zarte Magd wagen könne. Sie erwiderte: „Ich werde den Weg frei finden und fürchte die Feinde nicht. Und so mir ja welche begegnen sollten, so ist mein Herrgott bei mir, der wird mir die Bahn zum Dauphin öffnen, denn dazu bin ich geboren."
Ihr Bruder, Peter von Arc, Johann von Metz und mehrere andere Personen begleiteten sie. Keiner von allen

hatte, als es nun wirklich zum Aufbruch kam, rechtes Vertrauen auf den Erfolg, die Geringen hielten sie für eine Hexe oder eine Verrückte, und man beriet sich anfangs sogar, ob es nicht wohlgetan sei, sie bis aufs weitere in einen festen Platz abzuliefern. Robert von Baudricourt hatte ihnen jedoch einen Eid abgenommen, daß sie die ihrem Schutz Anvertraute gut und sicher zum König bringen wollten. Auch wirkte bald die stille Hoheit ihrer Erscheinung auf jeden bis zur völligen Umkehr der Gesinnung ein, so daß man anfing, fest an ihre Sendung zu glauben und sie, in der mancher zuerst wohl nur ein schönes, wunderliches Mädchen erblickte, als ein geweihtes, höheres Wesen zu verehren.

Die Reise war mit den größten Schwierigkeiten und Mühseligkeiten verbunden. Da man durch lauter Gegenden zog, die von Engländern und Burgundern besetzt waren, so mußte man allerhand Schleichwege wählen, um nur durchzukommen. Johanna hatte unterwegs keine andere Angst als diejenige, welche die Versäumung der Messe ihr einflößte. Als einige ihrer Begleiter, um ihren Mut auf die Probe zu setzen, sich heimlich von dem Zug entfernten und sie dann, verkleidet und unkenntlich zurückkehrend, mit Geschrei überfielen, rief sie den übrigen, welche, im Einverständnis mit den andern, sich stellten, als ob sie fliehen wollten, unerschrocken zu: „Fliehet nicht! Bei meinem Gott, sie werden uns kein Leid tun!" In Fierbois, einem Dorf, welches nur noch fünf oder sechs Stunden von Chinon, dem damaligen Aufenthaltsorts Karls VII., entfernt lag, hielt sie an; es stand dort eine Wallfahrtskirche zur heiligen Katharina, die sie, ihrer himmlischen Beschützerin und Ratgeberin zu Ehren, besuchte, auch konnte sie, nun

sie dem Ziel ihrer Reise so nahe war, die letztere für beendigt halten. Sie sandte von Fierbois aus an den König einen Brief, worin sie ihm anzeigte, daß sie, um ihm zu Hilfe zu eilen, über hundertundfünfzig Stunden zurückgelegt habe; sie fügte hinzu, sie habe ihm viele angenehme und fröhliche Dinge kundzutun und wünsche zu wissen, ob sie in die Stadt, wo er sich befinde, einziehen dürfe. Des Königs Antwort lautete günstig, und am 24. Februar traf Johanna in Chinon ein. Karl war nicht unvorbereitet. Noch kurz vor Johannas Erscheinung war eine Frau als Weissagerin zu ihm gekommen und hatte ihm gesagt: ihr seien in einer Vision viele Waffenstücke gezeigt worden, und sie habe dabei großes Schrecken empfunden, weil sie vermeint hätte, sie solle dieselben führen. Aber sie habe bald vernommen, die Waffen seien nicht für sie, sondern für ein Mägdlein bestimmt, das nach ihr kommen werde, um Frankreich von allen seinen Feinden zu befreien. Dennoch ward es dem König schwer, daran zu glauben, daß, was den tapfersten, mutvollsten Rittern mißlungen war, der Tochter eines Hirten glükken sollte, und es war ihm nicht zu verdenken. In seinem Rat ward lange und heftig darüber hin und her gestritten, ob es seiner Würde und Majestät gezieme, die unbekannte Prophetin anzuhören. Es ward beschlossen, sie durch die Prälaten zuvor über ihr Wesen und ihr Wollen befragen zu lassen. Dies Verhör hatte geringen Erfolg, denn Johanna erklärte, daß sie sich nur dem König offenbaren könne. Mehrere Tage vergingen, zuletzt fühlte Karl sich veranlaßt, ihr die begehrte Audienz zu bewilligen, vorzüglich wegen der großen, beschwerlichen Reise, die sie aus Liebe zu ihm gemacht hatte. Als sie eben in das Schloß eintrat,

um ihm vorgestellt zu werden, ward ein Mann zu Pferde ihrer ansichtig und spottete unehrbarerweise über sie. „Ha“, rief sie aus, „du verleugnest Gott und bist deinem Tode so nah!“ Keine Stunde verstrich, und der Mann ertrank.

Es war Abend, als die Jungfrau in den von fünfzig Fackeln erleuchteten Königssaal trat. Dreihundert Ritter von hoher Geburt, zum Teil prächtiger gekleidet wie der König selbst, waren versammelt. Karl hatte sich in unscheinbarem Gewande auf die Seite gestellt, um sie zu versuchen, ob sie den auch kennen würde, an den sie, ihrem Vorgeben nach, eine himmlische Botschaft auszurichten hatte. Aller Augen waren auf sie gerichtet, aus wenig Gesichtern mochte sie entgegenkommendes Vertrauen begrüßen, aber mit ruhiger Sicherheit schritt sie vor, mit demütigem Selbstbewußtsein sah sie sich in dem glänzenden Kreise um. Sie war damals 16 oder 17 Jahre alt. Ihre Gestalt war kräftig, ihr Wuchs schlank und für ihr Geschlecht ausnehmend hoch. Die weiße Farbe ihres Halses und die trotz der von Jugend auf von ihr verrichteten harten Arbeit zart und zierlich geformten Hände mit feinen, länglichen Fingern verrieten keine Hirtin. Schöne, kastanienbraune Haare wallten in herrlicher Fülle über Nacken und Schultern herunter, und mit Freude und Wehmut verweilte der Blick des Beschauers auf ihrem süßen, rührenden Angesicht mit den dunklen, tiefen Augen.

Durch die anspruchslose Kühnheit, womit sie unverwirrt und ungeblendet sich dem König näherte, bewies sie, daß sie gewürdigt worden war, die Heiligen und die leuchtenden Engel des Himmels zu erblicken. Sie ließ sich auf ihren Knien vor ihm nieder und sprach:

„Gott verleihe Euch ein glückliches Leben, edler König!“ Karl, auf einen der Umstehenden deutend, sagte: „Ich bin nicht der König, dort steht er!“ „Im Namen Gottes!“ — versetzte Johanna mit Nachdruck — „Ihr seid es, und kein anderer.“ Nun trat Karl mit ihr auf die Seite, unterhielt sich lebhaft mit ihr und wurde, wie sein Antlitz zeigte, sichtlich von ihren Reden erfreut. Ausgemacht ist es, daß sie den König gleich in diesem ersten Augenblick bis zur Besiegung auch des letzten kleinen Zweifels von der Wahrheit ihrer Sendung zu überzeugen wußte. Es heißt, sie habe ihm die geheimsten Dinge, namentlich ein Gebet, das nur Gott wissen konnte, geoffenbart.

Aber nun entstand eine andere Frage. Nach dem Glauben jener Zeit konnten nicht bloß himmlische Gewalten, es konnten auch die Dämonen des Abgrunds die Tiefen der Natur und der Menschenseele aufschließen. War Johanna von einem guten oder bösen Geist getrieben? Dies mußte erst ausgemittelt werden, bevor ein christlicher König sich ihrer Hilfe bedienen konnte.

Johannas Prüfungen und Verhöre

In Chinon wußte man nichts mehr gegen das gottbegeisterte Mägdlein vorzubringen, man mußte sich ihr auf Gnade und Ungnade gefangen geben. Da beschloß der König, sie nach Poitiers, dem Sitz des Parlaments, dem Aufenthaltsort vieler gelehrter Doktoren, zu senden, um dort eine neue Untersuchung anstellen zu lassen. Bischöfe und Erzbischöfe, Theologen und Juristen traten zu diesem Zweck in Poitiers zusammen und legten ihr in corpore die Fragen, die sie schon zehn-

mal beantwortet hatte, zum elften Male vor. Meister Wilhelm Aimery fragte: „Du behauptest, Gott wolle Frankreich erretten; ist dem also, was braucht es der Wappner, die du begehrst?“ Stark und klar versetzte Johanna: „Die Wappner werden kämpfen, und Gott wird den Sieg verleihen.“ Meister Wilhelm erklärte sich zufriedengestellt, viel schärfer setzte ihr Bruder Séguin zu. „In welcher Sprache reden die Engel zu Euch?“ fragte er unter anderm. Unwillig erwiderte sie: „In einer besseren als die Eurige.“ Zuletzt forderte er von ihr ein Zeichen, und die Versammlung stimmte ihm hierin eifrig bei, sie aber entgegnete mit Würde: nicht in Poitiers werde sie Zeichen tun, sondern in Orleans, man möge sie dahin senden, und es werde an Zeichen nicht fehlen. Sie entließ die Herren mit folgenden vier Prophezeiungen, die alle zu ihrer Zeit eingetroffen sind. Erstlich, die Engländer würden die Belagerung von Orleans aufgeben und abziehen; zweitens, der König werde zu Reims Salbung und Krone empfangen; drittens, die Stadt Paris werde sich ihm unterwerfen; viertens, der kriegsgefangene Herzog von Orleans werde aus England zurückkehren. Die Geistlichen und Gelehrten setzten ihre Prüfungen unablässig fort, indem sie teils entweder in Masse oder einzeln zu Johanna kamen, teils aber sie im stillen scharf beobachteten und beobachten ließen. Als merkwürdig und bedeutend darf es wohl herausgehoben werden, daß der Jungfrau niemand, der von ihr nur gehört und sie noch nicht mit Augen erblickt hatte, sich ohne das entschiedenste Mißtrauen näherte, daß aber auch niemand ohne einen ebenso entschiedenen Glauben an sie wieder von ihr fortging. Johanna fügte sich allem mit Langmut und Geduld, nur zuweilen sagte sie,

es sei nun hohe Zeit zu Taten. Man zog mittlerweile auch Erkundigungen über ihr früheres Leben in Domremy ein, und da man nur das Beste erfuhr, da selbst der Bischof von Castres laut erklärte, er halte sie für die Gottgesendete, auf die alte Weissagungen deuteten, so vereinigten sich am Ende alle Stimmen dahin, sie für die berufene Retterin Frankreichs und des Königs anzuerkennen.
Charakteristisch genug ist es, daß jetzt gerade in Karls VII. Seele der Zweifel aufstieg, ob Johanna auch wohl wirklich eine reine Jungfrau sei. Er übergab sie deshalb seiner Schwiegermutter, der Königin von Sizilien, und anderen vornehmen Damen zur Untersuchung, und erst, als er den Beweis von ihrer anatomischen Unschuld erhalten hatte, beschloß er, sie nach Orleans zu senden. Dieses alles bestätigt Äneas Sylvius, der nachherige Papst Pius II. Wie froh war Johanna, als sie von dem Mann, der dem Untergang nahe war, nun endlich die Erlaubnis erhielt, ihm die rettende Hand zu reichen!

Johanna vor der Stadt Orleans

Einstweilen sollte Johanna nach dem Beschluß des Königs und seines Rats sich begnügen, einigen Proviant in Orleans hineinzuschaffen. Der Herzog von Alençon ward nach Blois vorausgeschickt, um die Zufuhr in den Stand zu setzen. Für Johanna ward eine Art von Hofhalt, wie er die Heerführer jener Zeit zu umgeben pflegte, angeordnet. In Johann Pasquerel fand sie einen Beichtvater, wie ihn ihr frommes Gemüt bedurfte, ihre Stimmen zeigten ihr an, wo das von Gott für sie bestimmte Schwert zu finden sei. Sie bat, man möge

in der Katharinenkirche zu Fierbois an dem Altar nachgraben lassen, dort werde man die mit fünf Kreuzen bezeichnete heilige Waffe antreffen, die sie führen solle. Es geschah, und man fand das Schwert an der von ihr angegebenen Stelle. Auch eine Fahne ließ sie jetzt für sich verfertigen; in weißem, von Lilien durchwobenem Felde erblickte man auf derselben den Erlöser des Menschengeschlechts, an der Seite las man die Worte: Jesus Maria! Diese Fahne trug sie meistens selbst und gab als Grund dafür in schöner Weiblichkeit an, es geschehe, weil sie ihr Schwert im Kampf nicht gern schwingen und keinen damit durchbohren möchte. Ein berühmter deutscher Dichter, der Johanna zum Gegenstand eines Dramas machte und das Naive ihrer Natur in einem See von Sentimentalität ertränkte, legt ihr auf der anderen Seite einen förmlichen Trieb zum Würgen und Morden in die Seele, der sich nicht, wie es psychologisch gewesen wäre, bei dem Anblick des ersten Bluts, das sie vergoß, in sein Gegenteil umwandelt, sondern der sich erst bricht, als sie sich plötzlich, mitten im Gewühl der Schlacht und in der Hitze des Kampfes, in einen der Feinde verliebt. Leider ist dies Drama, in Deutschland wenigstens, bekannter geworden als Johannas wirkliche Geschichte, die dasselbe doch an echter Poesie, wenn Poesie anders im Erfassen des Kerns der Dinge und nicht im hohlen Überpinseln der Wahrheit mit idealer Schminke besteht, unendlich übertrifft.

Bevor die Jungfrau abzog, verkündigte sie dem König voraus, daß sie vor Orleans von einem Pfeil, jedoch nicht tödlich, werde getroffen werden. Erwiesen ist es, daß die Prophezeiung der Verwundung wenigstens drei bis vier Wochen vorherging.

Das Gerücht von Johannas Unternehmung ging aus in alle Welt, und die Herzen der Menschen waren gestimmt, das Wunderbarste und Außerordentlichste gläubig aufzunehmen. Die ganze Christenheit seufzte, denn das Heilige Grab war wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen, und der Halbmond hatte das Kreuz verdrängt. Die Türken hatten dem griechischen Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt. Alle Länder fast waren in Unordnung und Verwirrung. Grauenhafte Mißgeburten, die damals nicht als Abnormitäten des Zeugungsprozesses, sondern als böse Vorzeichen der Dinge, die da kommen sollten, betrachtet wurden, flößten Angst und Schrecken ein. Selbst die Natur schien sich in ihren innersten Tiefen zu schütteln und umzukehren. Der Himmel war immer gewittervoll, Blitz und Donner hörten kaum auf. Durch dies alles wurden die Gemüter im Tiefsten geweckt. Man glaubte, das Ende der Welt nahe heran, und prophetische Erscheinungen, mit Flammenzungen zur Buße und Unterwerfung unter den Herrn ermahnend und auf die Geheimnisse der nächsten Zukunft deutend, traten auf. Vor anderen verdient der Bruder Richard, ein Barfüßermönch, dessen Reden den ungeheuersten Eindruck machten, Erwähnung.

Der Herzog von Alençon tat in Blois, was er irgend konnte. Mehrere unterstützten ihn, doch ging die Rüstung nur langsam vorwärts, denn der König und seine kleine Partei waren von Mitteln gar zu entblößt. In Orleans harrte man der Jungfrau mit der größten Sehnsucht. Am 24. April begab Johanna sich nach Blois. Sie mußte hier noch drei Tage verweilen, erließ aber in dieser Zeit an die Engländer eine Aufforderung, aus Frankreich abzuziehen, die wir, sowohl ihrer Form, als

ihres Inhalts wegen ganz mitteilen müssen, da sie die Stellung, die die Jungfrau, den Feinden ihres Vaterlandes gegenüber, von vorneherein annahm, besser wie alle Beschreibung deutlich macht. Die Überschrift des Briefes lautete: „Vernehmt die Botschaft von Gott und der Jungfrau! Dem Herzoge von Bedford, der sich einen Reichsverweser von Frankreich nennt für den König von England." Der Inhalt war nachfolgender:

† Jesus Maria †

„König von England, und Ihr, Herzog von Bedford, der Ihr Euch einen Regenten von Frankreich nennen lasset; — Ihr, Wilhelm de la Poule (Poole) Graf von Sulford (Suffolk), Johann, Herr von Talebot (Talbot) und Ihr, Thomas, Herr von Scales, die Ihr Euch Statthalter des erwähnten Herzogs von Bedford nennen lasset:
Tuet Sein Recht dem Könige des Himmels!
Der jetzt von Gott, dem Könige des Himmels, gesendeten Jungfrau gebet heraus die Schlüssel aller der guten Städte, welche Ihr in Frankreich eingenommen und überwältigt habt! Denn die Jungfrau ist gekommen, im Namen Gottes wieder das Königliche Blut zu erhöhen. Sie ist gern bereit, Euch den Frieden zu entbieten, dafern Ihr das Recht ihr entbieten wollet, sowie es Frankreich Euch auferlegen wird, welchem Ihr vergüten möget, was Ihr ihm schuldet. Und Ihr allzumal: Bogenschützen, Kriegsgenossen, Edle und andere, die Ihr vor der Stadt Orleans gelagert seid, machet Euch mit Gott von hinnen fort in Euer Land; und wenn Ihr dem nicht also tut, so erwartet neue Kunde von der Jungfrau, die binnen kurzem kommen wird, Euch heimzusuchen zu Eurem großen Schaden.
Und, König von England, wenn Ihr dem Euch nicht

fügt, so bin ich Kriegshauptmann, und wo ich irgend Eure Leute in Frankreich antreffe, werde ich sie hinausschaffen, mögen sie wollen oder nicht. Wenn sie nicht nachgeben, muß ich sie alle umbringen lassen. Ich bin hierher von Gott, dem Könige des Himmels, gesendet, um Euch aus ganz Frankreich zu verdrängen. Wer aber nachgeben wird, den werd ich in Frieden annehmen. Und bestehet nicht auf Eurem Willen! Denn Ihr werdet nie von Gott, dem Könige des Himmels, dem Sohne der heiligen Maria, dies Königreich empfahen; vielmehr wird es König Karl als rechter Erbe empfahen. Denn Gott, der König des Himmels, gebeut es also und hat es durch die Jungfrau ihm offenbaret. Welcher wird einziehen zu Paris in wackrer Genossenschaft.
Wollt Ihr aber den Kunden von Gott und der Jungfrau nicht glauben, so wisset:
Wo wir Euch in Frankreich antreffen, wollen wir einbrechen auf Euch und ein solches Ach und Weh anrichten, daß dergleichen seit tausend Jahren nicht in Frankreich gewesen ist, dafern Ihr uns nämlich unser Recht verweigert.
Und glaubt zuversichtlich: der Herr des Himmels wird der Jungfrau weit mehr Kraft verleihen, als Ihr vermöchtet aus all Euren Städten ihr und ihren guten Kriegsmännern entgegenzuführen. Und bis zum Aufgang und zum Niedergang soll man erfahren, ob irgend jemand mehr vermöge als der König des Himmels.
Ihr, Herzog von Bedford, die Jungfrau bittet Euch und heischt von Euch, daß Ihr nicht die mindeste Verheerung mehr zulaßt. Wenn Ihr Euch ihrem Recht fügen wollt, könnt Ihr noch in ihre Genossenschaft gelangen, wo alsdann die Franzosen die schönste Waffentat voll-

bringen werden, welche noch je für die Christenheit gelungen ist.
Und sendet Antwort, wenn Ihr eine friedliche zu erteilen gedenket, nach der Stadt Orleans. Und wenn Ihr dem nicht also tut, so möget Ihr Eures großen Nachteils in kurzem eingedenk werden.

Geschrieben Sonnabend in der heiligen Woche, am 26. März 1428."

Wahrscheinlich hat Johanna diesen Brief, den sie, als er ihr später vor Gericht vorgelegt wurde, bis auf ein paar Stellen als den ihrigen anerkannt, einem ihrer Begleiter diktiert. Trotz der stilistischen Verworrenheit trägt er ein sehr bestimmtes Gepräge; das Fallenlassen des Hauptpunkts über Einzelheiten, die sie mehr sich selbst als den Feinden ausmalt, und das hastige Wiederaufnehmen desselben stehen völlig in Einklang mit ihrem Wesen.
Am 27. April brach sie mit ihrem Zuge von Blois nach Orleans auf. Der König hatte ihr den obersten Befehl erteilt, und sie gebot, man solle einen solchen Weg nehmen, daß man an der rechten Seite der Loire vor die Stadt gelange. Da gerade an dieser Seite unter Suffolk die englische Hauptmacht stand, so waren die Obersten, welche Johanna begleiteten, mit ihrer Anordnung keineswegs zufrieden, aber sie stellten sich, als ob sie sich fügten. Die Bedeckung, welche sie mit sich führte, betrug ungefähr 5000 Mann. Die gemeinen Soldaten hatten zu Anfang sehr geringes Vertrauen. Da sie, statt auf ihr gutes, scharfes Schwert, auf den Segen Gottes verwiesen wurden, so mochte ihnen einfallen, daß sie diesen wenig verdienten. An der Spitze des Zuges befanden sich die Priester, die mit lauter

Stimme alte Kirchenlieder, besonders das Lied: Veni Creator Spiritus, absangen. Hinter ihnen folgte die Jungfrau mit ihrem Stab, dem sich auch der tapfere la Hire (durch seine Mannhaftigkeit sowohl wie durch sein Gebet: „Lieber Gott, tu du für la Hire, was du möchtest, daß la Hire für dich täte, wenn la Hire Gott wäre und du la Hire", bekannt) angeschlossen hatte. Dann folgte der Trupp. Seltsam mochte den alten, bärtigen Kriegern, die gewohnt waren, ihre Züge, statt mit Singen und Beten, mit derben Flüchen zu eröffnen, zumute sein, wenn sie in ihrer Mitte, wo sonst ein General, für dessen Heldenkraft und Mannessinn ein halbes dutzend Narben das stumme Zeugnis ablegte, ein Mädchen mit unschuldigen Augen und jugendlich geröteten Wangen erblickten. Es war Frühling, der Mai kleidete die Welt in neuen Glanz, und der Zug bewegte sich feierlich durch die fruchtbaren Gefilde der Loire, die man den Garten Frankreichs nennt. Johanna entzündete bald auch in den rohesten Gemütern Ehrfurcht und heilige Liebe, sie ermahnte mit einem Ernst, der gerade von ihren kindlichen Lippen um so eindringlicher ertönen mußte, zur Buße und zum Vertrauen auf Gottes grundlose Barmherzigkeit; sie genoß unter freiem Himmel in der Mitte der Soldaten das Abendmahl und veranlaßte durch ihr Beispiel, daß die meisten zur Beichte gingen.
Am dritten Tage erblickte sie die Stadt Orleans, zugleich aber erkannte sie auch, daß ihre Begleiter sie betrogen hatten, daß sie sich, anstatt am rechten, am linken Ufer der Loire befand. Sie zürnte, aber es war zu spät. Bald zeigte es sich, daß man besser getan hätte, ihrem Befehl zu folgen. Nirgends führte eine Brücke über den Fluß, und er war so seicht, daß man nur an

einer einzigen Stelle bei der Stadt die Vorräte von den Wagen in die Schiffe hätte abladen können. Gerade an der Stelle jedoch befand sich eine englische Feste. Johanna gebot nun, die Feste anzugreifen. Aber auch dies schien den Rittern nicht ratsam. Zuletzt beschloß man, den Fluß zwei Stunden aufwärts zurückzugehen, um bei dem Schlosse Checy, wo eine französische Besatzung lag, die Überfahrt zu bewerkstelligen. Das Wetter war sehr stürmisch, Johanna sagte, es werde sich schleunig ändern, und fast, wie sie es aussprach, geschah es. Die Lebensmittel wurden nun auf die angegebene Weise glücklich in Orleans hineingeschafft, und der großen Not war einstweilen abgeholfen.

Am Abend zog Johanna selbst in die Stadt ein. Sie saß auf einem weißen Roß, ihre Fahne ward vor ihr hergetragen. Das Volk strömte zusammen, man drängte sich, sie oder auch nur ihr Roß zu berühren. Sie begab sich zuerst nach der Hauptkirche, wo sie Gott in tiefster Demut für seinen Schutz den Dank abtrug. Von der Kirche geleitete man sie mit großen Ehrenbezeigungen in ein zu ihrer Aufnahme in Bereitschaft gesetztes Haus. Den Bürgern war, als seien sie schon gerettet, freilich hatten sie auch durch die in die Stadt gebrachten Lebensmittel schon einen sehr realen Beweis für den Eintritt eines Wendepunkts aller Verhältnisse empfangen. Am nächsten Morgen ward bei Dunois Kriegsrat gehalten. Johanna drang auf augenblickliche Bestürmung der englischen Verschanzungen. La Hire und noch ein Ritter war auf ihrer Seite, die übrigen meinten, man müsse sich bis zur Ankunft des königlichen Heeres ruhig verhalten. Die Gründe und Meinungen für und wider wurden ausgetauscht, heftig, immer heftiger. Johanna berief sich auf des Königs

ausdrücklichen Befehl. Ergrimmt erhob sich Johann von Gamache, Oberjägermeister von Frankreich, der es nicht mit seiner Ehre verträglich fand, im offenen Kriegsrat einem Mädchen, in dem er nicht mehr noch weniger als ein Kind sah, zu weichen. „Soll die Stimme dieses Weibes“ — rief er zornig aus — „mehr gelten als die eines Ritters, wie ich, so entsage ich meinem Panier und will nichts sein als ein armer Knappe.“ Er reichte Dunois sein Fähnlein und wollte sich entfernen; dieser, über den Zwiespalt, der sich hervorzutun drohte, erschreckt, suchte zu vermitteln und brachte es auch dahin, daß Johanna dem Ritter Gamache ihre Wange zum Kusse darreichte. Doch war so wenig sie als er im Herzen wahrhaft ausgesöhnt.

Stimmenmehrheit entschied die Frage, und zu Johannas großem Verdruß ward beschlossen, daß man warten wolle. La Hire teilte ihren Unwillen und machte seinen Gefühlen durch einen Ausfall Luft, den er an der Spitze seiner Mannschaft gegen die Belagerer wagte. Johanna sandte jetzt noch eine zweite schriftliche Aufforderung an die Engländer, Frankreich zu verlassen. Hatte sie bei ihrem König nur nach langem Zögern und vielfältigen Prüfungen Glauben gefunden, so war es wohl natürlich, daß die Feinde an ihrer göttlichen Bevollmächtigung zweifelten und ihre Zuschriften, die das Unerhörteste verlangten, mit Wut und Spott aufnahmen. Sie behielten einen der beiden Wappenherolde, die sie diesmal mit ihrem Briefe sandte, zurück und ließen den zweiten nur deshalb frei, damit er ihr das Schicksal seines Gefährten ansage. Offenbar war das die größte Beleidigung, die ihr persönlich zugefügt werden konnte, denn die Herolde waren in jener Zeit, der Übereinkunft aller Völker gemäß, un-

verletzlich und heilig wie die Personen der Könige, welche sie vorstellten. Johanna ward hierdurch keineswegs beunruhigt, sondern sagte: „Meinem Herold wird kein Leid widerfahren.“ Hierauf forderte sie die Engländer, vom Bollwerk zum schönen Kreuz zu ihnen hinüberrufend, in eigner Person zum Abzug auf. Die Feinde, in großer Menge zusammenlaufend, antworteten durch Drohungen und Schmähungen, Glacidas fing sogar an zu schimpfen. „Du lügst“ — erwiderte Johanna glühend — „und ihr mögt wollen oder nicht, so werdet ihr bald von hinnen ziehn. Aber wirst du es mit deinen Augen nicht mehr sehen, und auch viele deiner Krieger werden zuvor ihr Leben lassen!“ Dieses inhaltschwere, mit göttlicher Zuversicht ausgesprochene Wort schien mit einem Male den Feind in Haupt und Gliedern zu lähmen. Wenn die Franzosen durch das Belagerungsheer hinsprengten, wurden sie trotz der Überzahl der Gegner von keinem Schuß beunruhigt. Die Lippen verhöhnten die Wundererscheinung, die Tod und Verderben verkündigte, aber die Herzen zitterten vor ihr, die Haare sträubten sich bei dem Gedanken, daß aus ihrem Munde ein Höherer reden könne.

In Orleans hielt sich die Jungfrau eingezogen und still, nachdem sie einmal dem ungestümen Verlangen des Volks nachgegeben und die Straßen durchritten hatte. Solange sie die Soldaten den Weg zum Sieg noch nicht führen durfte, suchte sie ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen. Man enthielt sich in ihrer Gegenwart des Fluchens, das doch, wie das Trinken, zum Handwerk gehört. La Hire, der seine schlimme Gewohnheit nicht völlig zu bezwingen vermochte, schwur, ihr zu Gefallen, nur noch bei seinem Stock, da er doch vorher

nicht das geringste beteuern konnte, ohne die Hölle in ihren Tiefen erzittern zu machen und eine Legion böser Geister als Zeugen herbeizurufen. Gewiß war dies nicht der kleinste Triumph, den Johanna feierte. Mit großer Sehnsucht, mit ebenso großer Sicherheit aber auch, erwartete sie das Heer, das von Blois heranrükken sollte. Dasselbe kam bald und rückte in die Stadt ein, ohne daß, was man kaum begreift, die Engländer es zu verhindern suchten. Als Dunois ihr an dem Tage, wo dies geschah, seinen Besuch abstattete, meldete er ihr, der feindliche Hauptmann Fastolf gedenke den Belagerern in kurzem wieder Proviant zuzuführen. Sie freute sich dessen, weil sie darin eine Gelegenheit zu einer entscheidenden Tat erblickte, zugleich aber erinnerte sie sich, wie oft sie schon von den mißtrauischen und ungläubigen Befehlshabern getäuscht worden war, und im Vollgefühl der ihr von Gott und König übertragenen Gewalt rief sie aus: „Bastard, ich befehle dir, daß du bei der ersten Meldung von Fastolfs Annäherung mich sogleich darum wissen lassest. Wahrlich, wenn er durchschlüpft, ohne daß ich's erfahre, so lasse ich dir das Haupt abschlagen." Dunois gelobte ihr ehrerbietig Gehorsam.

Vielleicht wirft einer oder der andere die Frage auf, warum denn Johanna es nicht gleich durch ihre Stimmen erfuhr, wenn man sie hinterging oder hintergehen wollte. Die Antwort ist leicht. Nichts Wahrhaftiges geht weiter, als es notwendig gehen muß, und am wenigsten die Gottheit, wenn sie in einem außerordentlichen Fall zur unvermittelten Offenbarung ihres Willens sich entschließt. Was Johanna durch Aufmerksamkeit und Umsicht erfahren konnte, das brauchten ihr die Heiligen des Himmels nicht zu verkündigen.

Gleich nach Dunois' Fortgang legte die Jungfrau sich ermüdet zum Schlummer nieder. Plötzlich fuhr sie auf und weckte mit großem Lärm alles, was um sie her schlief. Befragt, was denn begegne, erwiderte sie, ihr sei geheißen, gegen die Engländer auszurücken, doch wisse sie nicht, ob gegen die Basteien oder gegen Fastolf. „Wappnet mich, wappnet mich" — rief sie erschreckt aus —, „das Blut der Meinigen rinnt über die Erde!" Sie war schnell gerüstet und sprengte fort. Wie sie gesagt hatte, fand sich's bestätigt; einige Hauptleute hatten, zu vermessen und keck, ohne Dunois' Wissen einen Haufen Volk gegen die Verschanzung des Feindes geführt und waren mit Verlust zurückgedrängt worden. Jetzt stürmte Johanna mit ihrem Haufen gegen die Verschanzung an, und nach hartnäckigem Widerstand ward selbige von den Engländern geräumt. Diese glänzende Waffentat, die dadurch noch um so mehr gehoben ward, daß sie, als die Soldaten sie ohne die Jungfrau versuchten, mißlang, befestigte bei den Franzosen das Vertrauen, bei den Engländern die Furcht; man kann sie wohl als das eigentliche Fundament alles dessen betrachten, was Johanna später ausrichtete, denn nun hatte sie das Zeichen, das sie zu Poitiers verweigerte, gegeben, nun hatte sie zugleich ihre prophetische Begabung und ihre Tapferkeit sowie die verheißene Unterstützung von oben bewährt.

Am folgenden Tage, dem Feste der Himmelfahrt Christi, ruhte Johanna. Die Kriegshauptleute aber hielten einen Rat und beschlossen, tags darauf einen falschen Angriff, nach der Seite der Beauce zu, zu machen, um die Belagerer dahin zu locken, dann aber mit aller Macht gegen die Sologne hin auf der andern Seite des

Flusses loszubrechen. Seltsam genug fanden, als einige der Jungfrau diesen Plan mitteilen wollten, die meisten es bedenklich, ihr, als einem Mädchen, ein solches Geheimnis anzuvertrauen. Als sie in der Versammlung erschien, machte man sie demzufolge nur mit der Hälfte des Beschlossenen bekannt; sie aber hatte scharfe Augen und merkte wohl, daß man ihr etwas verheimliche. Unwillig auf und nieder wandelnd, rief sie aus: „Sagt mir alles, ich kann wohl höhere Dinge verschweigen als das!" Dies geschah nun, und sie bemerkte, der Gedanke sei ganz gut, nur komme es freilich darauf an, ob er auch ausgeführt werde. Sie erließ hierauf einen Befehl, daß niemand am anderen Morgen eher aus der Stadt gegen die Basteien ziehen solle, bevor er gebeichtet habe, und daß jeder die schlechten Weibsbilder von sich entfernen oder dieselben doch zum wenigsten abhalten müsse, sich der Jungfrau, der sie ein Greuel waren, zu nahen. Am Abend dieses Tags sandte sie den Engländern durch einen Pfeilschuß ihren dritten und letzten Friedensbrief.

Am nächsten Morgen zeigte es sich sogleich, daß Johanna recht gehabt hatte, wenn sie an der Ausführung des von dem Kriegsrat gefaßten und von ihr gebilligten guten Beschlusses zweifelte. Man dachte jetzt nur noch darauf, die Bastei Saint Jean le Blanc durch raschen Anfall zu erobern, um sich einen neuen Stützpunkt zu gewinnen, und auch hiermit erklärte sie, die von jedem eitlen Widerspruch entfernt war, sich zufrieden. Kaum bemerkte Glacidas, daß die Franzosen gegen Saint Jean le Blanc anrückten, als er diese Verschanzung, ohne zu versuchen, ob sie sich nicht halten ließe, in Brand steckte und sich in die Bastei der Augustiner sowie in die Tournellen zurückzog. Die französischen Kriegshaupt-

leute meinten, man könne die von den Feinden zerstörte Bastei nicht so rasch instand setzen, um eine Besatzung darin aufzustellen, und wollten ihre Scharen sogleich nach Orleans zurückführen. Dies war Johanna aber keineswegs recht, sie beschloß im Gegenteil, den Feind tapfer zu verfolgen, und stellte sich zu Fuß an die Spitze der Truppen. Schon hatte sie am Fuß des feindlichen Bollwerks ihre Fahne aufgepflanzt, als auf einmal das Gerücht entstand, die Engländer kämen in großer Zahl vom rechten Ufer des Flusses herüber. Nun wich alles, was der Jungfrau bis dahin gefolgt war, hastig und unordentlich zurück, sie selbst mit fortdrängend. Die bisher eingeschüchtert in der Bastei gebliebenen Feinde fielen triumphierend aus, hieben mit Macht ein und schmähten die Franzosen und ihre Anführerin. Als Johanna dies hörte, konnte sie niemand am Wiedervordringen hindern. Die Gegner wurden in die kaum verlassenen Verschanzungen zurückgetrieben, Johanna pflanzte abermals vor der Bastei ihre Fahne auf, und ein blutiges Gefecht entstand. Gegen die Vesperstunde drangen die Franzosen in die Bastei ein. Wenige von der Besatzung waren imstande, sich zu retten. Die Sieger bezeigten Neigung, sich mit Plündern und Beutemachen aufzuhalten und dadurch dem Feind Gelegenheit zu geben, umzukehren und sich des verlorenen Postens wieder zu bemächtigen. Johanna aber befahl unerbittlich, daß die Verschanzung mit allen darin befindlichen Vorräten und Kostbarkeiten sogleich in Brand gesteckt werde. Ihr Befehl wurde auf der Stelle ausgeführt.

Noch den nämlichen Abend schlossen die Franzosen die Tournellen und die diesen zunächst gelegenen Bollwerke der Engländer ein. Das Blatt hatte sich ganz und gar gewendet; aus den Belagerten waren Belagerer ge-

worden. Johanna wollte mit aller Gewalt selbst mit draußen bleiben, und wenn sie sich doch zuletzt bereden ließ, sich nach Orleans zurückzuwenden, so geschah es des Anstands und der Sitte wegen, die sie mit peinlicher Ängstlichkeit beobachtete. Wie sie in ihrer Herberge anlangte, fühlte sie sich so ermattet, daß sie, obgleich sie gewohnt war, an den Freitagen zu fasten, sich entschließen mußte, von ihrer Regel abzuweichen. Sie aß und trank also; es war ihr zwar leid, aber sie tat es doch und zeigte hierdurch, daß sie mit richtigem Sinn, trotz ihrer Rechtgläubigkeit, wohl zwischen den unbedingten und den bedingten Vorschriften ihrer Kirche zu unterscheiden wußte.
Gleich nachdem sie gespeist hatte, ließ der versammelte Kriegsrat ihr sagen: er erkenne die bisherigen Siege als eine Gnade Gottes an, meine aber, daß es bei jetziger guter Verproviantierung geraten sei, sich so lange ruhig zu halten, bis erneuerte Hilfe vom König anlange, und daß man zum wenigsten für den folgenden Tag keinen Ausfall unternehmen müsse. Johanna, noch glühend von der soeben errungenen Viktorie und mit Recht in ihrem Gefühl durch einen ohne ihre Beistimmung gefaßten einseitigen Beschluß verletzt, erwiderte: „Des Herrn Ratschlag hält und wird bestehn, der Menschen Rat wird untergehn!“ Dann wandte sie sich zu ihrem Kapellan und sagte: „Steht morgen mit der ersten Dämmerung auf, noch früher wie heut! Spannt Eure besten Kräfte an und haltet Euch immer in meiner Nähe, denn für mich wird morgen viel zu schaffen sein, weit mehr als bisher. Blut wird morgen aus meinem Körper über meine Brust fließen, vor der Bastei des Brückenkopfs werde ich verwundet werden!“ Nun begab sie sich zur Ruhe, hatte aber einen sehr unruhigen Schlaf.

Früh vor Anbruch des Tages stand sie auf, feierte nach ihrer frommen Weise den Gottesdienst und legte ihre Rüstung an. Als sie eben aus dem Hause treten wollte, kam ein Mann mit einem frisch gefangenen Fisch. Sie hatte noch nicht gegessen. „Johanna", — sagte ihr Hauswirt, der sie gern zurückgehalten hätte —, „esset, bevor Ihr geht, mit mir diesen Fisch!" „Verwahrt ihn bis zum Abend", — versetzte sie —, „dann werd ich einen Engländer mitbringen, der soll sein Teil davon verzehren!" Nun ritt sie, vom Volk und vielen Kriegsleuten begleitet, bis an das Burgunder Tor. Der Herr von Gaucourt, ein starrer, unbeugsamer Mann, der hier die Wache hatte, verweigerte, sich auf den Schluß des Kriegsrats berufend, die Passage. Das Volk ward erbittert und drohte, Johanna gebot Schweigen, ritt grade vorwärts und sagte zu Gaucourt: „Ihr seid ein schlimmer Mann, doch Ihr mögt wollen oder nicht, die Kämpfer werden durchdringen und den Sieg erfechten wie das vorige Mal." Hierauf ward das Tor geöffnet, einige berichten, von der Menge, andere, von Gaucourts Wappnern selbst.

Eben ging die Sonne auf, als Johanna mit den Ihrigen über die Loire setzte. Sie beschloß mit den vor dem Tournellen-Fort stehenden Hauptleuten einen ernsten Sturm auf das früher verlorengegangene Inselbollwerk, dessen Besitz von der höchsten Wichtigkeit war. Um zehn Uhr vormittags bliesen die Trompeten zum Angriff.

Der Sturm begann, und sowohl die Angreifer als die Abwehrenden bewiesen die höchste Tapferkeit und machten die größten Anstrengungen. Schon war es ein Uhr nachmittags, und noch war nichts entschieden; jener Moment, wo man auf beiden Seiten erschöpft ist,

und wo diejenige Partei zu gewinnen pflegt, die noch einen letzten, unerwarteten Hebel in Bewegung zu setzen hat, trat ein. Johanna war allerwärts, keine Furcht beschlich sie, und doch waren alle Geschosse des Feindes nach ihrer auffallenden Erscheinung gerichtet, kein Zweifel am Gelingen stieg in ihr auf, und dennoch war der Tag schon zur Hälfte verstrichen. Sie führte die Weichenden ins Gefecht zurück, sie ermunterte die im Kampf Begriffenen zum ferneren Ausharren. „Jeglicher habe nur frischen Mut", — rief sie aus —, „jeglicher halte fest an dem Vertrauen auf den Herrn! Denn die Stunde naht, wo die Englischen erliegen müssen, und wo alles zum fröhlichen Ziel gelangt!" Wie der Blitz sprengte sie durch die Reihen dahin, wie der Blitz zündete sie in jedem Herzen die erlöschende Flamme der Hoffnung wieder an. Um das Äußerste zu versuchen, sprang sie selbst in den Graben, ergriff eine Sturmleiter und setzte sie an dem Bollwerke an. Nun traf sie der von ihr vorausverkündigte Pfeilschuß zwischen Hals und Schulter. Halb ohnmächtig sank sie nieder, und die Engländer, begierig, sie und mit ihr das Glück Frankreichs zu fangen, drangen auf sie ein. Augenblicklich weckte die Gefahr sie aus ihrer Ohnmacht wieder auf, halb kniend richtete sie sich empor und verteidigte sich mit geschickten Klingenhieben gegen ihre Gegner. Schnell kam ihr Johann von Gamache, der sie früher, wie wir wissen, geringschätzig behandelt hatte, zu Hilfe, streckte mit seiner kräftig geschwungenen Streitaxt ein paar der Feinde zu Boden und zerstreute die übrigen. Dann bot er ihr sein Roß dar und sagte: „Empfangt diese Gabe, mutige Ritterin, und tragt mir nichts Übles nach! Ich bekenne mein Unrecht, wenn ich je Arges von Euch dachte." Sie versicherte

ihn in freundlichen Worten auch ihrer veränderten Gesinnung. Durchaus wollte sie im Graben bleiben, und fast mit Gewalt mußte man sie hinwegtragen. Fern vom Gewühl des Kampfes setzte man sie ins Gras und entkleidete sie ihrer Rüstung. Der Pfeil war ihr beinahe einen Fuß lang durch den Hals gefahren. Als sie dies zuerst bemerkte, fing sie an zu weinen; schnell aber sich ermannend, rief sie aus: sie sei getröstet, und zog mit eigener Hand den Pfeil aus der Wunde. Man fragte sie, ob sie an der Wunde sterben werde. Sie antwortete: „Daß ich eines Tages sterben muß, weiß ich wohl, aber ich weiß nicht wo, noch wann, noch wie; wenn ihr daher ein Heilmittel für mich zu bereiten versteht, so möchte ich wohl geheilt werden.“ Man legte ihr nun einen Verband auf, und sie begann zu beichten. Als einige das Besprechen des Bluts versuchen wollten, wies Johanna sie mit Entrüstung zurück. Eine Überlieferung meldet, sie habe gesagt: „Es ist nicht Blut, es ist Ruhm, was aus dieser Wunde fließt.“ Dies ist gewiß nicht wahr, eine so prahlerisch-törichte Äußerung konnte nicht aus ihrem Munde kommen.

Die Verwundung der Jungfrau erregte bei den Ihrigen große Bestürzung. Man hielt es für geraten, den Sturm für heute aufzugeben, Dunois erteilte den Befehl zum Rückzug, schon bliesen die Trompeten. Johanna ward hierdurch aufs tiefste erschüttert, und allerdings war es ein Moment, in dem sie irre an sich selbst hätte werden können, denn sie hatte den Sieg prophezeit und an den Sieg fest geglaubt. Sie suchte augenblicklich Dunois auf und bat ihn flehentlich, doch nur noch ein ganz klein wenig auszuharren. Dunois gewährte ihren Wunsch, er ließ die Krieger etwas ruhen und

sich an Essen und Trinken erquicken. Nach kurzer Weile gab sie ihr Banner einem aus ihrem Gefolge zu halten, begehrte ihr Roß und schwang sich so leicht und sicher hinauf, als ob sie gar nicht verwundet sei. Der Wappner war inzwischen mit ihrer Fahne vor das feindliche Bollwerk getreten; sie rief einem Edelmanne zu, er möge achtgeben, ob die Spitze der Fahne sich nach dem Wall neige. Der Edelmann sagte wenige Minuten später: „Die Fahne berührt den Wall!" Da rief sie, gegen das Bollwerk ansprengend, mit starker Stimme: „Euer ist alles, dringt in die Schanze!" Freudig gingen die Franzosen aufs neue an ihr schweres Tagewerk, die Engländer dagegen ergriff Schauder und Entsetzen, es war ihnen, als ob alles ringsum mit Volk bedeckt sei, ja als ob selbst in der Luft sich Jünglinge auf strahlenden Rossen zeigten. Aber auch jetzt galt es noch ernsten Kampf. An der einen Seite erstieg der Komtur der Kreuzritter von St. Johann in Jerusalem zuerst das Bollwerk, an der anderen die Jungfrau. Sie ließ ihr siegreiches Banner im Winde wehen und rief: „Glacidas, Glacidas, ergib dich dem Könige des Himmels! du hast mich geschmäht, aber ich habe großes Mitleid mit deiner Seele!" Glacidas ward von Angst und Grauen gepackt, er wollte sich mit den Seinigen in die Burg retten, aber die dahin führende Brücke brach unter der Last der vielen, die sich herzudrängten, ein, und Glacidas stürzte mit den meisten seiner Gefährten in den Strom, wo ihre schweren Rüstungen sie sogleich zu Boden zogen.

Johanna brach in glühende Tränen aus, als sie nun mit eigenen Augen sehen mußte, wie das, was der Geist des Herrn durch ihren Mund vorausverkündigt hatte, sich an dem stolzesten englischen Ritter und

seinen wilden Kriegskameraden erfüllte. Sie begleitete in ihren Gedanken diese vielen unvorbereiteten Seelen vor den Thron des ewigen Richters, sie hörte den furchtbaren Spruch, der nie zurückgenommen wird, erschallen, sie sah in den düstern Zustand endloser Qual hinab, der diejenigen so schnell verschlang, die kaum zuvor noch unzertrennlich mit dem Leben verwachsen schienen.

Alle Glocken wurden geläutet, als die Jungfrau wieder in Orleans einzog. In den Kirchen ward das Tedeum angestimmt. Vor jedem Altar lagen die Geretteten in überströmender Dankbarkeit auf den Knien. Alle fühlten und erkannten, daß das Schicksal Orleans' durch diesen Tag entschieden war.

In der Nacht hielten die Engländer einen Kriegsrat und faßten den Beschluß, die Belagerung aufzuheben. Noch vor Sonnenaufgang ließen Suffolk und Talbot, knirschend vor Zorn, daß die Dinge eine so unerhörte Wendung nahmen, die Truppen aus den Zelten ausrücken. Zwei Heergeschwader wurden gebildet, die trotz der gehabten bedeutenden Verluste noch immer so zahlreich waren, daß sie, aufgestellt, sich bis an die Wallgräben der Stadt erstreckten. Die Franzosen, einen Sturm erwartend, machten sich bereit, dem Anfall zu begegnen. Johanna, rasch geweckt, ritt aus dem Tor und ordnete die Scharen, dem Feind nahe gegenüber, verbot jedoch den Ihrigen, dem heiligen Sonntag zu Ehren, den Kampf anzufangen. „Wollen sie ziehen", — sagte sie —, „so ist es Gottes Wille, ihnen dies zu vergönnen. Greifen sie euch aber an, so wehrt euch tapfer und zweifelt nicht, daß Gott euch den Sieg verleihe!" Hierauf ließ sie auf freiem Felde einen Altar erbauen; sie, nebst dem ganzen Heer und der Bürger-

schaft, fiel auf die Knie, zwei Messen wurden in tiefster Stille gelesen, und kein Feind wagte es, den Gottesdienst zu unterbrechen und zu stören. Nach Beendigung der zweiten Messe befahl sie, hinzusehen, ob die Engländer noch mit dem Gesicht gegen die Franzosen gewendet ständen. Da man ihr berichtete, sie hätten sich umgekehrt, rief sie aus: „Bei meinem Gott, sie ziehen von hinnen! Das ist genug, verfolgt sie nicht!" Dies war den Soldaten nicht ganz recht, aber Johanna blieb bei ihrem Befehl. Die Engländer zogen nun wirklich ab, zwar in guter Ordnung, aber doch mit Hinterlassung vieler Kriegsvorräte. Ungefähr sechs bis achttausend Mann hatten sie vor Orleans eingebüßt, die kostbare Zeit ungerechnet.

Jetzt wurden den Bewohnern der Stadt Orleans die feindlichen Verschanzungen, die so lange Verderben und Tod durch das donnernde Geschütz gegen sie ausgespien hatten, Quellen des Segens, Speicher, wo sie allen ihren Bedürfnissen in reichlichem Maß abhelfen konnten. Jubelnd stürzten sie hinein, machten die Basteien dem Erdboden gleich und schleppten fort, was sie brauchten.

In acht Tagen hatte Johanna dies alles vollbracht. Der achte Mai, an welchen die Befreiung beendigt worden war, wurde von Orleans' Bürgern bis auf neuere Zeiten zum Ehrengedächtnis der Jungfrau alljährlich dankbar gefeiert. Gleich am nächsten Morgen nach Abzug der Engländer verließ sie die Stadt. Daß die heißesten Segenswünsche aller Herzen ihr folgten, versteht sich von selbst.

Ich habe diese erste und glänzendste Waffentat der Jungfrau mit allen Einzelheiten, all den kleinen Zügen, die so sehr zur Kolorierung des Ganzen beitragen, er-

zählt. Der beschränkte Raum erlaubt mir nicht gleiche Ausführlichkeit für das Folgende, auch ist sie nicht nötig. Der Umstand mit der Fahne, die sie so lange wehen ließ, bis dieselbe den Wall, der gestürmt werden sollte, berührte, ist für den Psychologen wohl der allermerkwürdigste. Er zeigt, daß Johanna, trotz ihres unbedingten Vertrauens auf die Hilfe von oben, doch zugleich jene kleinen Kunstgriffe nicht verschmähte, die der bevorzugte Geist, der Masse gegenüber, oft mit so großem Erfolg verwendet.

Die Krönung Karls VII. zu Reims

Johanna wußte durch ihre Stimmen, daß ihre Laufbahn nur eine kurze sei. Auch mochte sie sich in manchen Stunden, wo ihre Kräfte nachließen und ihre Ideen, die sonst ihr Wesen in steter Gespanntheit erhielten, einschlummerten, aus dem Gewirre der Welt in die Einsamkeit, aus der ein dunkles Geheiß, dem sie wohl folgen, das sie aber nicht begreifen konnte, sie fortgedrängt hatte, zurücksehnen. Deshalb trieb sie fort und fort zur Eile und verlangte von Karl, als sie bei ihm ankam, mit Eifer, daß er ungesäumt zur Krönung nach Reims aufbrechen solle. Aber der König zögerte, wie einer, der an sein eigenes Glück nicht glauben kann, und wenn er sich selbst kannte, so hatte er allerdings Grund genug, daran zu zweifeln, daß der Himmel sich seinetwegen in Bewegung gesetzt habe. Er hielt eine Ratsversammlung nach der andern ab, er hörte die Meinungen aller Welt, er tat nicht allein selbst nichts, er verhinderte auch seine Getreuen, etwas zu tun. Wohl nicht bloß in ironischem Sinn darf man es als einen Beweis für die göttliche Sendung

Johannas anführen, daß sie den König sah und nicht augenblicklich laß und müde ward. Nicht genug, daß sie das Schwert war, sie mußte auch der Sporn sein. Ruhelos, weil ihr zuviel Ruhe vergönnt wurde, wandelte sie umher; „ich kann" — rief sie aus — „nur ein Jahr dauern, man sollte dies Jahr gut zu benutzen trachten!" Als Karl einmal mit zwei Geistlichen in verschlossenem Gemach seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Ratschlagen, oblag, klopfte Johanna ungeduldig an die Tür. Ihr ward geöffnet, sie trat ein, kniete vor dem König nieder und sprach: „Edler Dauphin, haltet nicht mehr so viele und so lange Ratsversammlungen, sondern zieht recht bald nach Reims und setzt Euch die Krone auf!" Der Bischof von Castres fragte sie hierauf, ob ihr diese Worte von oben her eingegeben seien. Sie versetzte: „Jawohl, und sehr werde ich um dieser Sache willen angetrieben." Nun forderte er sie, wahrscheinlich aus arglistiger Neugier, auf, die Art und Weise anzuzeigen, wie die himmlischen Stimmen sich ihr vernehmbar machten. Auch der König sprach den nämlichen Wunsch aus, und sie erwiderte: „Sooft es mich schmerzt, daß man mir die Dinge nicht glauben will, die ich doch nur im Namen Gottes vorbringe, begebe ich mich in die Einsamkeit, bete zu Gott und frage ihn, weshalb man meinen Worten keinen Glauben schenkt. Und hab ich dann mein Gebet vollendet, so höre ich eine Stimme, die zu mir spricht: Tochter Gottes, geh! geh! geh! — Und wenn ich diese Stimme höre, so freue ich mich sehr und wünsche, daß mir immer so zumute sein möchte!"

Sie war wie verzückt, während sie dies vorbrachte, und machte auf alle Anwesenden einen Eindruck, der für immer haften blieb. Und wahrlich, nirgends tritt

das Verhältnis, worin sie zu Gott und Welt stand, so deutlich hervor, wie in dieser Äußerung. Sie verwünscht, wie ich es schon oben ausdrückte, die Welt, weil sie nicht an das glaubt, was Gott durch sie verkündigen läßt; sie schmollt mit Gott, weil er sie nicht nachdrücklich genug unterstützt. Sie ist ganz ein Kind, das wegen der überschwenglichen Liebe, die es zum Vater hegt, sich auch etwas weniges herausnehmen zu dürfen vermeint; sie zieht sich in die Einsamkeit zurück, sie betet, sie fragt ungestüm an, warum man ihr keinen Glauben schenkt. Die menschlich-einfachsten Empfindungen und Gedanken vermischen sich in ihr mit den wunderbarsten, über Begriff und Bewußtsein hinausgehenden Anschauungen und bringen sie nicht selten bei sich selbst ins Gedränge.

Die Ratgeber des Königs meinten jedoch, man müsse, bevor man den bedenklichen Zug nach Reims wage, zuvor die Normandie wiedererobern, weil sich gerade in dieser Provinz der Haß gegen die Engländer am lebhaftesten rege. Vor allen unterstützte der Herzog von Alençon diese Ansicht, weil seine eigenen Besitztümer in der Normandie lagen und die Klagen seiner Untertanen ihn längst gerufen hatten. Johanna aber verstand sich nicht zur Nachgiebigkeit; an die wirkliche Krönung des Königs knüpfte sie unmittelbar sein Glück und Gedeihen; sobald er gesalbt sei — wiederholte sie bei jeder Gelegenheit — werde die Macht seiner Gegner mehr und mehr abnehmen, und niemand werde ihm fürderhin noch zu schaden vermögen. Man sieht, aufs strengste hielt sie sich an die ihr zuteil gewordenen Offenbarungen und gestattete so wenig sich als anderen Deutungen und Umdeutungen irgendeiner Art. Nur des Ziels wegen machte sie den

Weg und hielt sich nicht berechtigt, all die kleinen Vorteile, die schon der letztere, wenn man ihn verlängerte, ihn ins Krumme und Weite zog, hätte darbieten mögen, aufzulesen. Daß sie sich derjenigen Mittel, die menschlichem Ermessen nach am ersten zum Zweck führen mußten, durchaus nicht bedienen wollte, daß sie die in allen anderen Fällen löbliche Vorsicht, die keinen Schritt vorwärts tut, ohne sich zuvor den Rücken gedeckt zu haben, hartnäckig verschmähte, ist ein neuer Beweis für ihre Wahrhaftigkeit. Ich sammle diese Beweise nicht etwa deshalb, weil ich damit, wie mit Nägeln, ihr schönes Bild in frostigen Seelen, die es nicht mit entgegenkommendem Glauben umfassen und festhalten, anzuspießen gedenke; ich sammle sie, weil gerade bei abweichenden Erscheinungen jede Übereinstimmung mit dem Gewöhnlichen so wohltuend und beruhigend ist, und weil das Wunderbare seine schönste Wirkung eben da erst äußert, wo es sich wieder mit dem Allgemein-Menschlichen verflicht, ja sich als aus diesem entsprungen darstellt.

Johannas Beharrlichkeit siegte zuletzt über allen Widerstand, die Fahrt nach Reims wurde beschlossen, doch sollten die Engländer zuvor noch aus den festen Plätzen, die sie an der Loire oberhalb und unterhalb Orleans innehatten, vertrieben werden. Von vielen Seiten strömten nun Ritter und Edle mit ihren Dienstleuten herzu, um unter dem Banner der Jungfrau gegen die Feinde des Reichs zu streiten. Unbegrenzt war die Ehrfurcht des Volks vor Johanna, fast abgöttisch die Art und Weise, wie es dieselbe zu erkennen gab. Ehrwürdige alte Frauen knieten vor ihr nieder, man bat sie, ihre Hände und Füße zu zeigen, um sich

zu überzeugen, ob sie auch wirklich von Fleisch und Blut sei, man küßte ihre Kleider, ja, wenn man nur ankommen konnte, sogar die Beine ihres Rosses. Die Masse, wenn für sie etwas geschieht, hat es zu allen Zeiten für ihre Schuldigkeit gehalten, durch die unwürdigste Selbsterniedrigung, der dann nur allzu schnell wieder die noch grundlosere Selbstüberhebung folgt, zu beweisen, wie wenig sie das Geschehende verdient; sie hat eben hierdurch auch zu allen Zeiten die hervorragenden Geister verlockt, ja gezwungen, aus ihren Erlösern ihre Tyrannen zu werden. Johanna ängstigte sich in ihrem Herzen darüber, daß ihr das zuteil wurde, was nur Gott gebührte; es war ihr jedoch nicht zuzumuten, daß sie durch Äußerungen ihres Unwillens die übertriebenen Äußerungen verdienter Liebe und Dankbarkeit zurückschrecken solle, und sie mußte sich entschließen, jetzt das Hosianna-Schreien und Weihrauchstreuen zu erdulden, wie später die Mißhandlungen im Kerker, die Roheiten ihrer Richter und Wächter und die Flammen des Holzstoßes.

Der König wollte dem Herzog von Alençon den Oberbefehl des Heeres übergeben, aber die Herzogin wollte ihren erst vor kurzem mit schwerem Lösegeld aus englischer Gefangenschaft befreiten Gatten nicht wieder ziehen lassen. Johanna hieß die Herzogin gutes Mutes sein; sie versprach ihr, den Herzog in gleichem oder noch besserem Wohlsein zurückzubringen, und die Herzogin, den Worten der Jungfrau vertrauend, gab sich zufrieden.

Hören wir, bevor wir Johanna auf ihrem neuen Kriegszug begleiten, eine Stimme aus jener Zeit über sie! Der Ritter Guy von Laval, der eben damals an den Hof gekommen war, schrieb, nachdem er sie am Abend zu-

vor gesehen hatte, an seine Mutter und Großmutter unter anderm folgendes:
„Am Montag bin ich mit dem König abgereist, um gen Selles in Berry zu gehen, und ließ der König die Jungfrau, die schon vorher in Selles war, vor sich kommen; einige sagten, es sei dieses mir zuliebe geschehen, damit ich sie sähe. Und nahm die besagte Jungfrau mich und meinen Bruder sehr wohl auf, die war in vollständiger Rüstung, den Kopf ausgenommen, und führte eine Lanze in der Hand. Und nachdem wir nach Selles hinabgekommen waren, ging ich in ihre Wohnung, sie zu besuchen, und ließ sie da Wein kommen und sagte mir: sie würde mich bald davon in Paris trinken machen. Und es scheint wahrhaft etwas Göttliches aus ihrem ganzen Wesen hervorzuleuchten, wenn man sie so sieht und hört. An diesem Montag ist sie von Selles wieder abgereist und hat sich gen Romorantin um drei Stunden genähert, und mit ihr sind gegangen: der Marschall von Boussac und ein großer Haufe von adeligen Kriegsleuten und gemeinem Kriegsvolke. Und habe ich gesehen, wie sie zu Rosse stieg. Sie war da ganz gewappnet, außer am Kopf, hatte eine kleine Streitaxt in der Hand, und ein großes schwarzes Roß, das an der Haustür gewaltig unruhig war und sie gar nicht aufsitzen lassen wollte, und da sagte sie: führt es dort zu dem Kreuze hin, das vor der Kirche stand am Weg, und da stieg sie auf, ohne daß es sich gerührt hätte, gerade als ob es gebunden gewesen wäre. Und dann wandte sie sich mit dem Gesicht gegen die Tür der Kirche hin und sagte mit einer rechten Frauenstimme: Ihr Priester und Geistlichen, stellet Prozessionen und Gebete zu Gott an! Dann kehrte sie sich wieder um nach ihrem Weg, indem sie sprach: Zieht vorwärts, zieht vorwärts! Und

so ritt sie von dannen mit offenem Banner, das ein anmutiger Edelknabe trug, und hatte sie ihre kleine Streitaxt in der Hand; und einer ihrer Brüder, der seit acht Tagen gekommen ist, ritt auch mit ihr in voller Rüstung. . . . . Die Jungfrau hat mir in ihrer Wohnung, als ich sie besuchte, gesagt, sie hätte Euch, meine Großmutter, vor drei Tagen einen kleinen Goldring geschickt, es wäre das aber eine gar geringe Sache, und sie hätte Euch in Betracht Eures Ansehens gern etwas Besseres gesandt."

Dieser Brief ist wie ein Holzschnitt, einfach, ohne Zieraten und Schmuck, aber er stellt auch, wie ein Holzschnitt, in den bedeutendsten Zügen das Bild der Jungfrau Johanna, ihr Walten und Wesen, so wie es sich der unbefangenen Seele des Ritters eingedrückt hatte, vor uns hin.

Johanna begab sich zum Heer, und am 9. Juni (1429) brach man gegen Jargeau auf. Wiederum entstand der alte Streit, ob man rasch angreifen oder ob man sich erst verstärken solle. Auf welcher Seite die Jungfrau war, wissen meine Leser. Am 11. Juni schritt man zum Angriff. Man hatte die Vorstädte durch den ersten Anlauf einzunehmen und sich dort für die Nacht festzusetzen gehofft. Aber Suffolk rückte den Franzosen entgegen und schlug sie anfangs zurück. Furcht und Verwirrung drohte schon einzureißen, da ergriff Johanna ihre Fahne und sprengte, ihr Roß mutig spornend, ins wildeste Getümmel hinein. Nun dachte keiner mehr ans Weichen; um sie zu schützen, warf man sich wieder auf die Feinde, und da sie immer weiter, immer ungestümer vordrang, erkämpfte man den Sieg. Bald waren die Vorstädte erobert, die Nacht bildete die natürliche Pause; am nächsten Morgen aber fuhr

man das schwere Geschütz gegen Jargeau auf und ließ die Kriegsmaschinen gegen die Mauern spielen. Die Besatzung der Stadt war entschlossen, lieber zu sterben, als sich zur Übergabe bereit finden zu lassen. Die Bürgerschaft, den Engländern treulich anhängend, teilte diesen Entschluß, und das Kanonenungewitter von außen ward mit einem gleichen von innen erwidert. Aber Johanna, eine ganz außerordentliche Kenntnis im Gebrauch der Artillerie zeigend, fügte der Stadt in kurzem großen Schaden zu. Auf einmal sagte sie während des gegenseitigen Feuerns zu dem die Außenwerke betrachtenden Herzog von Alençon: „Entfernt Euch von da, oder jenes Geschütz“ — sie deutete auf ein feindliches, das vom Wall herunterspie — „erschlägt Euch!“ Alençon tat, wie sie ihn hieß; kaum hatte er den Ort verändert, als ein plötzlicher Schuß einen Edelmann, der an die von dem Herzog verlassene Stelle getreten war, zerschmettert zu Boden streckte. Man kann sich leicht denken, wie ein solches Ereignis, mochte es nun in der Inspiration oder, wie mir natürlich erscheint, in dem sichern Auge der Jungfrau seinen Grund haben, auf die Soldaten und Heerführer wirken, wie es sie begeistern und in ihrem Vertrauen auf die Gottgesandte bestärken mußte. Desungeachtet hätte ein Gerücht, daß Fastolf mit Lebensmitteln und vielen Streitern zu Suffolks Unterstützung heranziehe, die Franzosen fast veranlaßt, die Belagerung einstweilen wieder aufzugeben und dem Fastolf in den Weg zu treten. Johanna aber fand es schimpflich, eines bloßen Gerüchts wegen alle errungenen Vorteile wieder aufzuopfern; sie redete mit einer Flammenzunge zu den Hauptleuten, und es gelang ihr, sie umzustimmen. Am dritten Tage, nachdem bereits

der mächtigste Turm des Platzes zusammengestürzt und die Mauer stark beschädigt war, hielt Suffolk um einen vierzehntägigen Waffenstillstand an, sich anheischig machend, die Stadt zu übergeben, falls innerhalb dieser Frist kein Entsatz anlange. Der französische Kriegsrat faßte diesmal einen kurzen Schluß; man bewilligte nichts als den ungehinderten Abzug, und da diese Bedingung nicht angenommen wurde, befahl Johanna den allgemeinen Sturm. Gewaltig wurde gerungen und gekämpft, die Gräben füllten sich mit Trümmern und Leichen, aber auch die Besatzung verlor in kaum vier Stunden fünfhundert Mann. Jetzt erschien Suffolk auf dem Wall und begehrte eine Unterredung mit Alençon. Doch es war, als ob einer in den Orkan hineinschreit, er wurde nicht gehört; Johanna, ihre Fahne schwingend, bestieg eine Sturmleiter und rief den Ihrigen zu, ihr zu folgen; ein Engländer schleuderte einen schweren Stein nach ihr, der ihren Helm streifte und, ohne sie zu verletzen, sie doch durch seine Wucht zu Boden warf. Die Feinde jubelten, da sie die Jungfrau fallen sahen, aber wie entsetzten sie sich, als sie sich augenblicklich wieder emporrichtete und mit starker, durchdringender Stimme ausrief: „Hinan, Freunde, hinan! Der Herr hat die Engländer verworfen, unser sind sie allesamt!" Nun war den Franzosen nicht mehr zu widerstehen, die Brustwehr wurde erklommen, die Besatzung niedergehauen oder zurückgedrängt, und mit allen seinen Schrecken zog der Krieg, keinen Pardon bewilligend, plündernd und mordend, durch die offenen Straßen der Stadt. Suffolk zog sich mit den wenig Übriggebliebenen gegen den Brückenkopf hin, Wilhelm Regnault, ein junger Edelknecht aus Auvergne, verfolgte

ihn. Suffolk sah, daß er erliegen müsse, und rief dem Jüngling zu: „Bist du ein Ritter?“ „Noch nicht!“ versetzte dieser, fortwährend durch die Streiche seines Schwerts beweisend, daß er es zu sein verdiene. „So tritt näher!“ Der Jüngling tat es, Suffolk gab ihm den Ritterschlag und überreichte ihm dann geziemend dasselbe Schwert, womit er ihm diesen erteilt hatte. Wie hoch bei den Anhängern Karls VII. die Wut gestiegen war, zeigt der gräßliche Umstand, daß sogar noch die Kriegsgefangenen, die schon nach Orleans abgeführt werden sollten, angegriffen und zum Teil niedergemetzelt wurden. Johanna fand, um Suffolk und andre vornehme Engländer vor gleichem Schicksal zu schützen, kein anderes Mittel, als daß sie dieselben auf einem großen Fahrzeug einschiffen und zu Wasser nach Orleans schaffen ließ. Noch am selbigen Abend traf sie selbst in dieser Stadt ein.

Das Bruchstück eines Briefes, den der Herzog von Bedford aus Paris an den jungen König von England schrieb und den man noch zu London aufbewahrt, zeigt deutlich, daß die Engländer es gleich von Anfang an für gut fanden, die Heldentaten der Jungfrau dem Teufel auf die Rechnung zu setzen, um ihr für den Fall der etwaigen Gefangennehmung kurzen Prozeß machen zu dürfen. Damit dem Gemälde jener Zeit neben dem Licht auch der Schatten nicht fehle, will ich das kleine Fragment hier mitteilen.

„Es ging“ — heißt es darin — „alles für Euch aufs beste, bis die Belagerung von Orleans, Gott weiß auf wessen Anraten, unternommen ward. Zu selbiger Zeit, nach dem Geschick, welches meinen Vetter Salisbury, dem Gott gnädig sein wolle, betraf, ist aus Gottes Hand, wie es scheint, ein großes Schrecken auf alle

Eure dort zahlreich versammelten Leute gefallen. Die Veranlassung lag großenteils, wie ich meine, in dem trüblichen Glauben und der eitlen Furcht, die sie vor einer Schülerin und Lockrute des Feindes aller Menschenkinder, die Jungfrau geheißen, empfanden, welche sich falscher Zaubermittel und Hexereien bediente. Diese Zufälle und ungünstigen Ereignisse verminderten nicht nur bedeutend die Anzahl Eurer Kriegsleute in diesen Landen, sondern auch der übrigen Mut ward sehr niedergeschlagen, wogegen Eure Widersacher und Feinde kühn genug wurden, sich in immer größerer Menge zu versammeln."

Es war den Engländern nicht zu verdenken, daß sie die Ehre, sie besiegt zu haben, lieber dem allgemeinen Feind, dem Teufel, als ihrem besondern Feind, den Franzosen, gönnten. Der Jungfrau aber machten sie dadurch gewiß ein gehöriges Zugeständnis, daß sie öffentlich aussprachen, das, was sie ins Werk richte, könne unmöglich von ihr selbst, sondern nur von über- oder unterirdischen Mächten ausgehen.

Orleans war jetzt gewissermaßen ein Waffenplatz geworden. Wer irgend dem rechtmäßigen König anhing oder wem bei der Wendung der Dinge schwül ums Herz ward, der eilte dahin, um unter Johannas siegreicher Fahne seinen Eifer zu zeigen. Zunächst ward nun zur Belagerung von Baugency geschritten, einer Stadt, die von Orleans etwa sechs Stunden entfernt lag. Mit sechs- bis siebentausend Mann zog die Jungfrau aus, viel Geschütz und ein großer Vorrat von Lebensmitteln ward ihr nachgeführt; Karl VII. begab sich nach Sully, um, wenn auch nicht Anführer, so doch Zuschauer bei der Unternehmung zu sein. Die Brücke von Meun wurde schnell genommen, auch

Baugency, nach geringem Widerstand, bis auf die feste Burg, die die Engländer noch zu halten suchten. Jetzt auf einmal erschien der Graf Artus, Herzog von Richemont und ehemaliger Connetable von Frankreich, an der Spitze seiner Edlen und mit zwölfhundert Gewappneten und achthundert Bogenschützen, um die Erlaubnis bittend, sich mit dem Königlichen Heer vereinigen zu dürfen. Johanna und die Feldherrn gerieten durch dies Gesuch in keine kleine Verlegenheit. Denn der Graf hatte sich durch seinen Stolz und Übermut die Ungnade des Königs zugezogen, und dieser hatte ihm entbieten lassen, er solle umkehren, wofern er nicht mit der Gewalt der Waffen angegriffen und zurückgeworfen zu werden Verlangen trage. Der Graf hatte kurz erwidert: was er täte, geschehe zu des Reichs und des Königs Bestem, und er wolle den sehen, der ihn angreife; er war demgemäß eilig weitermarschiert und stand nun mit einer Macht, die, wenn man ihr die Freundschaft versagte, ihre Feindschaft hinreichend fühlbar machen konnte, vor Baugency. Wie immer, entstand hartnäckiger Zwist darüber, was am ratsamsten sei. War es bedenklich, den drängenden Grafen abzuweisen, so war es doch auch nichts Geringes, den ausdrücklichen Befehl des Königs hintanzusetzen. Der Herzog von Alençon erklärte, er werde, wenn man den Grafen aufnehme, sich augenblicklich vom Heer entfernen. Johanna sprach den nämlichen Entschluß aus. Die entgegengesetzte Partei erwiderte ihr höhnisch: wenn sie den Grafen zu bestreiten gedächte, so würde sie wohl einen finden, der mit ihr zu reden verstände, und sie würde bald erfahren, daß es Leute gäbe, denen der Graf mit seiner Mannschaft lieber wäre als alle Jungfrauen des König-

reichs. Die Not, die sonst nicht leicht willkommen ist, kam der Jungfrau in dieser schwierigsten aller Situationen erwünscht, weil sie den Streit rasch entschied. Talbot führte eine ansehnliche Kriegsmacht heran; jetzt auch noch den Grafen Artus gegen die Königliche Armee, die zu unterstützen er sich auf den Weg gemacht hatte, aufzureizen, ihn vielleicht zur Verbindung mit dem Feind zu veranlassen, hieß alles auf die Spitze treiben. Johanna überzeugte also den Herzog Alençon, daß man in einem so wichtigen Moment sich der angebotenen Hilfe bedienen müsse, und erteilte dem Grafen Artus die gewünschte Erlaubnis, jedoch nur unter der Bedingung, daß er vor ihr und den andern Herren schwöre, dem König stets als treuer Untertan zu dienen und nie etwas zu sagen oder zu tun, was ihm zuwider sei. Als der Graf Artus mit ihr zusammenkam, sagte er zu ihr: „Johanna, man hat mir gesagt, Ihr hättet gegen mich kämpfen wollen. Ich weiß nicht, ob Ihr von Gott seid oder nicht. Seid Ihr von Gott, so fürchte ich Euch nicht, denn Gott kennt meinen guten Willen; seid Ihr vom Teufel, so fürchte ich Euch noch weniger." Gleich am nächsten Tage ergab sich auch die Besatzung von Baugency, zugleich kam ein neuer Bote mit der Nachricht vom Anzug des Feindes. „Oh", rief da die Jungfrau dem Grafen Artus zu, „Ihr seid zwar nicht um meinetwillen angelangt, weil Ihr aber doch einmal hier seid, so seid uns willkommen!" Der Herzog von Alençon ließ das Heer in Schlachtordnung aufstellen, dann fragte er die Jungfrau, was man nun weiter beginnen solle. „Habt ihr alle gute Sporen?" versetzte Johanna lakonisch. „Sollen wir denn dem Feinde den Rücken zeigen?" rief die Versammlung. „Nein", erwiderte Johanna,

„aber ihr werdet die Sporen gebrauchen, um den Engländern nachzujagen, wenn sie das Feld räumen!"
„Dieser Sieg wird dem Königlichen Heer nur wenig Blut kosten!" setzte sie hinzu.
Bald zogen die Engländer, von Talbot, Scales und Fastolf angeführt, heran. Es waren ungefähr viertausend Mann. „Brecht nur getrost auf sie ein", — rief Johanna, als ihr dies gemeldet ward —, „sie werden sich nicht lange besinnen, vor euch zu fliehen!" Jetzt begannen die Hauptleute, den Angriff vorzubereiten, ohne ihn jedoch abzuwarten, wich der Feind zurück, weil er gedachte, den Brückenkopf von Meun vor Ankunft der französischen Armee rasch zu nehmen. Die Franzosen folgten aber sogleich, und die Engländer zogen in die Stadt Meun selbst ein, wie es schien, um sich dort zu befestigen. Bald indes verließen sie Meun wieder und begaben sich nach Janville in der Beauce. Als im königlichen Heere der Abmarsch des Feindes bekannt wurde, hielt mancher das Tagewerk für getan, auch hatten die meisten, die sich an Azincourt usw. erinnerten, keine besondre Neigung, sich mit den Engländern in offenem Felde zu messen. Die Jungfrau aber hielt den Moment für eine entscheidende Schlacht geeignet und trieb die übrigen mit heldenhaftem Ungestüm an. „Nur kühn vorgerückt!" — rief sie —, „zweifelt nicht, wir werden sie bezwingen! Und hingen sie in den Wolken, wir faßten sie! Der König wird heute den größten Sieg erhalten, seit langer Zeit her, und meine Beratung verkündet mir, daß sie alle in unsre Hand gegeben sind." Noch immer schwankte und zweifelte man. Jetzt war Graf Artus der erste, der sein Banner fliegen ließ und vorrückte. Nun folgte alles, und jeder suchte durch übertriebenen Eifer sein Zögern

wiedergutzumachen. Aber der Feind hatte einen bedeutenden Vorsprung, und schon hatte man ihn fünf Stunden verfolgt, ohne ihn zu treffen. Allgemeiner Mißmut entstand, man fürchtete, eine falsche Richtung eingeschlagen zu haben, und nichts ist so verdrießlich, als wenn das Feuer umsonst in allen Adern aufgelodert ist. Da sprang plötzlich vor den Blänkern ein junger Hirsch aus dem Dickicht auf und rannte gen Nordost ins Gehölz. Ein lautes Hallo begrüßte das scheue Tier, und man merkte schnell an der Vielheit der Stimmen, daß es nicht von einigen lustigen Jägern, sondern von den Engländern ausgestoßen ward. Man folgte der Richtung, woher das Gelärm drang, und sah sich dafür sogleich belohnt, indem man die Nachhut des Feindes, die, die drohende Gefahr nicht ahnend, sich in sorgloser Lustigkeit erging, erblickte. Augenblicklich konzentrierte sich das französische Heer, soweit die Örtlichkeit es gestattete.

Lange hatten die Engländer nichts gemerkt. Fastolf hatte von vornherein geraten, sich einstweilen mit der Besitznahme einiger Plätze zu begnügen und die siegestrunkenen Gegner nicht herauszufordern. Talbot dagegen meinte, ein Feldherr müsse nichts von Rücksichten wissen, und wenn die eine Armee schlagen wolle, so müsse die andre sich finden lassen. Endlich kamen die Franzosen so nah, daß sie nicht länger unbemerkt bleiben konnten. Nun stellten die Engländer sich auf, zwischen Hecken und Gebüschen, in der Nähe des Dorfes Patay. Gern hätten sie sich verschanzt oder doch umhegt, dazu war aber keine Zeit mehr. Die französische Vorhut, la Hire und Xaintrailles an der Spitze, drang wütend ein. Fastolf wollte lieber ein schlechter Soldat als ein schlechter Prophet sein: er hatte

vorher verkündigt, daß die Engländer die Franzosen nicht bestehen könnten, und um seine Prophezeiung wahr zu machen, brauchte er sich bloß auf die Flucht zu begeben. Dies tat er denn auch, ohne sich zu bedenken, und seine Truppen folgten ihm. Ein gräßliches Gemetzel entstand, von den Franzosen fand nur ein einziger den Tod, die Engländer wurden abgeschlachtet wie eine Herde, die keinen Widerstand leisten kann. Talbot mußte zähneknirschend vor Xaintrailles oder einem seiner Bogenschützen die Waffen strecken. Auf der Flucht erlitten die Engländer noch den größten Verlust, vorzüglich deshalb, weil die Stadt Janville, in die sie sich retten wollten, ihnen ihre Tore verschloß. Man sagt den Bürgern nach, sie hätten dies aus schändlichem Eigennutz mehr wie aus loyalem Patriotismus getan, sie hätten nämlich die ihnen von vielen der Engländer beim Auszug anvertrauten Gelder und Kostbarkeiten nicht wieder herauszugeben gewünscht. Fastolf begab sich zum Herzog von Bedfort nach Paris. War er der letzte unter den Streitern gewesen, so konnte er doch noch immer der erste unter den Unglücksboten werden. Höchst ungnädig ward er empfangen und verlor den Hosenbandorden. Was tat's! hatte er doch sein Leben behalten, und dies war noch lange genug, um den Orden durch Dienstleistungen bei Hofe wiederzugewinnen, was ihm später auch wirklich gelang. Als Talbot vor die Jungfrau und den Herzog von Alençon geführt ward, redete der Herzog ihn höhnisch an: „Wie nun, Sir? Ihr dachtet's wohl heut morgen nicht, daß es so mit Euch kommen sollte?" „Kriegsglück", entgegnete ruhig und groß der gefangene Held und besiegte so den in diesem Augenblick kleinlichen Sieger. Die Jungfrau war, wie im Kampf

ganz ein Mann, nach demselben, als sie über das Schlachtfeld dahinzog, nicht weniger ganz ein Weib. Sie ließ das Schwert sinken, um mit zitternder Hand und weinenden Augen Wunden zu verbinden. O wie schön, wenn der in allen Tiefen seines Wesens aufgeregte Mensch so schnell sich selbst wiederzufinden weiß! Wahrlich, man kann sagen: Johanna war ein von Gott emanzipiertes Weib, und daß sie dies war, zeigte sie nicht dadurch, daß sie dem männlichen Geschlecht, dessen Kleider sie nur trug, um sich vor ihm zu schützen, seine Privilegien abzudisputieren und sich von den sanften, untergeordneten Pflichten des ihrigen zu dispensieren suchte, worin man jetzt den Triumph der Weiblichkeit zu erblicken glaubt; sie zeigte es dadurch, daß sie, wenn der Geist, der das Ungeheure von ihr verlangte, sie, nachdem sie es ausgerichtet hatte, befriedigt verließ, sich schüchtern und eilig in das Innerste ihrer keuschen, stillen Natur wieder hineinflüchtete und daraus, wie aus ihrer sichern Burg, erst dann errötend wieder hervorkam, wenn die Not es erheischte. Unsre emanzipationssüchtigen Weiber (es gibt ihrer gottlob nur wenige, in Deutschland zur Zeit gar keine, und sie sind bekannt, ja berühmt, was recht gut ist, da sie nun doch aus Unwissenheit keiner heiraten kann) würden große Taten höchstens darum vollbringen, damit sie davon reden, ja sie beschreiben könnten! O über die Närrinnen, die glauben, es gäbe sechstausendjährige Irrtümer der Geschichte, und über die Toren, die in der Krankheit eine Lebensquelle sehen!

Die Niederlage von Patay verbreitete in Paris Schrekken und Bestürzung. Es heißt, daß in der von dem Herzog von Bedford abgehaltenen Ratsversammlung

sogar geweint worden sei. Es wurde beschlossen, an den Herzog von Burgund, den man, wie wir berichteten, früher fast wegwerfend behandelt hatte, eine feierliche Botschaft zu senden und ihn um Rat und Tat anzusprechen. Herzog Philipp, mild von Natur und das, was seine Widersacher bereuten oder doch zu bereuen schienen, gern vergessend und vergebend, nahm die Gesandten freundlich auf und versprach, bald mit Hilfe in Paris zu erscheinen. In England hatte der Kardinal von Winchester für einen Kreuzzug ein Heer gesammelt. Der Herzog von Bedford wußte es dahin zu bringen, daß dieses Heer eine andere Bestimmung erhielt, daß es beordert ward, nach Frankreich zu ziehen, um ihm Beistand zu leisten. Die Franzosen nutzten inzwischen den Sieg, wie sie konnten. Sie nahmen mehrere kleine Plätze in der Beauce fast ohne Widerstand ein. Der Connetable, Graf Artus, war der tätigste von allen. Da auf einmal wiederholte der König seinen strengen Befehl, daß er abziehen solle. „Er wolle lieber ungekrönt bleiben, als in seiner Anwesenheit die Krönung empfangen.“ Artus, im Begriff, aus den Blumen des Siegs sich einen Kranz zu flechten, ließ sich jetzt zu Bitten und Demütigungen herab. Umsonst; Karl wollte zum ersten Male beharrlich, denn er wollte das Verkehrte. Der Graf verweilte, noch immer auf eine Vermittelung hoffend, bei Orleans. Hierdurch ließ der König sich abhalten, diese getreueste der Städte, deren Bürger doch wohl Gruß und Dank verdient hätten, zu besuchen, als er in ihre Nähe kam. Er schlug seinen Hofhalt in Sully auf, dorthin kam Johanna mit den Hauptleuten. Xaintrailles bat um die Erlaubnis, den tapfern Talbot ohne Lösegeld in Freiheit setzen zu dürfen, was der König

bewilligte. Johanna suchte den König mit dem Connetable auszusöhnen. Es gelang ihr nicht, Karl war ja nicht mehr ein Bettler, der Eigensinn, dieser elende Stab, auf den die Charakterlosigkeit, die sich ihrer selbst schämt, sich gern stützt, erlaubte ihm nicht länger, vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben. Doch hierüber wollen wir mit ihm nicht hadern, jeder Mensch hat das Recht, zu hassen, wie die Pflicht, zu lieben, warum sollte nicht auch ein Schwächling von König es haben! Aber Johanna drang auch mit ihren Bitten nicht durch, als sie sich bemühte, ihn zum Besuch der Stadt Orleans zu bewegen. Dies war sehr häßlich, um so häßlicher, als es zugleich sehr schwach war. Denn er ging nur deshalb nicht nach Orleans, weil der Connetable sich noch dort befand, und weil er sich wahrscheinlich nicht die Kraft zutraute, so hart und gebieterisch wie seine papiernen Stellvertreter, seine Briefe und Befehle, reden zu können, wenn sein Feind ihm etwa persönlich in den Weg käme.

Die Jungfrau, erkennend, daß der Herzog von Burgund jetzt das Gewicht sei, das, in welche Waagschale es auch geworfen werde, sie sinken machen müsse, erließ an diesen ein demütiges Schreiben, worin sie ihn ermahnte, unter das Banner seines Herrn und Königs zurückzukehren. Aber in vollen drei Wochen erhielt sie so wenig Antwort als auch nur irgend Nachricht über den von ihr gesendeten Herold. Sie war in dieser Zeit meistenteils in Orleans, hielt Heerschau über die Truppen und tat alles, was in ihren Kräften stand, um den Zug nach Reims vorzubereiten. Gien wurde zum Mittelpunkt für die Kriegsmacht bestimmt, dahin ließ sie denn die einzelnen Abteilungen ziehen

und die Vorräte und Lebensmittel bringen. Oft auch eilte sie nach Sully zu Karl zurück, damit er nicht wieder einschlafe. Wenn sie mit Recht seine Seele genannt werden kann, so muß man leider umgekehrt ihn ihren Leib nennen, und wohl noch nie hatte eine so feurige Seele einen so ungeschickten, hölzernen Leib.

In Gien, wohin der König sich nach geraumer Weile ebenfalls begab, wurde zunächst von ihm die Frage entschieden, ob seine edle Gemahlin, aus dem Hause Anjou, ihn zur Krönung begleiten solle. Es gefiel ihm, sie von dieser ihr gebührenden Ehre auszuschließen, und, aufs tiefste gekränkt, zog sie, die schon vorwärtsgeeilt war, sich wieder zurück.

Am 28. Juni — 1429 — brach Johanna mit ihren Reisigen auf, am 29. Juni folgte ihr der König, von all seinen Getreuen umgeben. Das Unternehmen war übrigens der Art, daß nur die Begeisterung es leicht finden konnte. Reims, sowie alle Städte und Burgen in Picardie, Champagne, Isle de France, Brie, Gastinois und Auxerre standen noch fortwährend unter englischer Botmäßigkeit. An achtzig Stunden waren zurückzulegen, und das Heer war so wenig wohl versorgt als gut bezahlt. Aber die Jungfrau hatte schon so viel getan, daß an dem guten Fortgang und der glücklichen Vollendung des Angefangenen niemand mehr zu zweifeln wagte.

Zuerst rückte der König vor Auxerre. Die Stadt verschloß die Tore. Johanna und mit ihr viele Befehlshaber rieten zum Sturm, Karl jedoch bewilligte den Abgeordneten der Stadt für einige Lieferungen die Neutralität bis zu dem Tage, wo Troyes, Chalons und Reims sich erklären würden, deren Beschluß sich Au-

xerre dann auch fügen wolle und solle. Johanna tadelte sehr, daß Karl mit den ersten aufsätzigen Untertanen, die seiner Person offenen Widerstand entgegensetzten, sich in so unkönigliche Verhandlungen einließ und dadurch das ganze große Unternehmen gleichsam mit eigener Hand brandmarkte.

Die Stadt Saint-Florentin unterwarf sich unweigerlich, Troyes aber bot Trotz. Als die Franzosen herannahten, fielen 600 Engländer und Burgunder gegen sie aus, die sich indes in Unordnung zurückziehen mußten. Nun lagerte sich das Königliche Heer rings um die Stadt und schnitt ihr die Zufuhr ab. Doch drinnen gab es an Lebensmitteln weit mehr als draußen, und während die Belagerten von Wohlsein glänzten, kamen die Belagerer bald so weit herunter, daß sie Gespenstern glichen und jenen zum Spott dienten, statt ihnen Furcht und Schrecken einzuflößen. Ein paar ergiebige Bohnenfelder, die man endlich entdeckte, entfernten den Hunger wieder auf eine Zeitlang, hielten jedoch, wie sich von selbst versteht, nicht sehr lange vor.

Nun berief Karl abermals einen Kriegsrat, und zwar ohne die Jungfrau, da er sehr wünschte, daß der Rückzug beschlossen werden möchte. Die meisten sprachen sich in seinem Sinn aus; endlich kam die Reihe an Robert le Masson, einen alten, ehrwürdigen Greis. Das Alter war diesmal dazu bestimmt, die Jugend zu beschämen; er erklärte: über einen so wichtigen Punkt müsse man sich mit Johanna bereden; da sie den Zug angeraten habe, so werde sie auch wohl wissen, wie er fortzusetzen sei. „Als der König" — sagte er — „die Fahrt beschloß und antrat, geschah das nicht, weil etwa eine Menge von Wappnern ihn damals um-

geben hätte oder weil große Geldsummen zur Soldzahlung bereit gewesen wären, oder sonst um anscheinender Leichtigkeit der Reise willen, es geschah, weil die Jungfrau uns den Beistand des Höchsten versprach. Spricht nun Johanna dasselbe, was ihr alle sprecht, so will auch ich mich der Gesamtmeinung fügen und den Rat, daß der König und sein Heer sich zurückwenden müssen, für den besten erachten."

Der Streit war sehr lebhaft geworden, da klopfte Johanna an die Tür des Saals und ward eingelassen. Sie neigte sich vor dem König. Der Reichskanzler erhub nun auch gegen sie seine Klagen über die Not und die Sorge des Augenblicks, dann forderte er sie auf, zu reden. „Wird man mir glauben, wenn ich spreche?" fragte sie mit leuchtenden Augen den König. „Das weiß ich nicht" — erwiderte Karl — „wenn Ihr Vernünftiges und Nützliches vorbringt, so will ich Euch gern vertrauen." „Wird man mir glauben?" fragte sie zum zweitenmal. „Ja" — versetzte der König — „aber es kommt darauf an, wie Ihr reden werdet." „Edler Herr" — sagte sie nun — „gebietet Eurem Heer vorzurücken, haltet nicht mehr so lange Beratschlagungen, sondern belagert die Stadt! Denn im Namen Gottes, ehe drei Tage vergehen, werde ich Euch in Troyes hineinführen, sei's nun gütlich oder durch Gewalt, und groß wird die Bestürzung des falschen Burgund sein!" „Johanna" — erwiderte der offizielle Repräsentant des Zweifels, der Kanzler, — „wären wir gewiß, daß die Stadt in sechs Tagen unser würde, wir wollten gern warten, aber wer weiß, ob Ihr Wahrheit gesprochen habt!" „Zweifelt nicht" — rief Johanna — „morgen werdet Ihr Herr der Stadt sein!" Man weiß kaum, worüber man mehr erstaunen soll, ob über die Lang-

mut und Geduld der Jungfrau, die doch durch so deutlich an den Tag gelegtes Mißtrauen stark auf die Probe gesetzt ward, oder über ihre grenzenlose Zuversicht. Sie bestieg nun ihr Roß, ergriff ihre Fahne und führte die Krieger zu den Gräben der aufrührerischen Stadt. Ihre Hände und ihr Kopf mußten für ihren Mund einstehen. Ritter und Knappen, alle ohne Unterschied, mußten Reisbündel, Balken, Türen, Fenster und was sich sonst auftreiben ließ, herbeischleppen, um die Gräben zu füllen und die Schutzdächer und Schanzen zum Sturm aufzuführen. Die ganze Nacht hindurch betrieb sie die Zurüstungen, so daß Dunois ihr später das Zeugnis gab, kein Kriegsmann habe so viel, geschweige mehr, zu tun vermocht.
Gleich am Morgen ließ sie zum Sturm blasen. Als aber die Bürger von Troyes die schmetternden Trompeten, die sie dräuend an die Trompeten des Weltgerichts mahnten, vernahmen, als sie die Jungfrau mit ihrem wehenden Banner erblickten, da entsank ihnen der Mut zum Kampf, sie erinnerten sich, daß ihre Sache keine gerechte sei, sie entschlossen sich zur Unterwerfung. Eine zahlreiche Gesandtschaft, aus den vornehmsten Hauptleuten und Bürgern bestehend, der Bischof an der Spitze, zog ins Lager und ward von dem König mit Milde und Freundlichkeit aufgenommen. Er sicherte der Stadt völlige Amnestie zu und vergönnte Engländern und Burgundern ungehinderten Abzug mit Hab und Gut, er vergaß, und es gereichte ihm zur Ehre, daß er gerade in den Mauern von Troyes vor acht Jahren durch seine Mutter des Thrones verlustig erklärt worden war, und daß dieBürgerschaft eine bedeutende Niederlage seines Heers durch ein jährliches Fest gefeiert hatte. Als die Besatzung abzog,

gefiel es ihr, auch die gefangenen Franzosen mit zu ihrem „Hab und Gut“ zu rechnen. Johanna, am Tor stehend und diese Frechheit bemerkend, rief mit lauter Stimme aus: „Die sollen nimmermehr mit!“ Die fremden Soldaten wollten aber nicht von ihrer lebendigen Kriegsbeute ablassen, und Karl, um dem Hader ein Ende zu machen, löste die Gefangenen ein.

Am 10. Juli wollte der König seinen Einzug in Troyes halten. Johanna eilte ihm vorauf und ordnete den Zug. Der Bruder Richard, jener Barfüßermönch, der durch seine Reden so viele Aufmerksamkeit erregt hatte, kam ihr, von den Einwohnern, die sich vor ihr scheuten, zur Ermittelung ihrer göttlichen Sendung beauftragt, entgegen, machte, indem er sich ihr näherte, das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprengte Weihwasser vor sich hin. „Kommt nur immer dreist heran“ — sprach sie lächelnd —, „ich fliege Euch nicht davon.“ Von Stund an entschied sich Bruder Richard für sie und den König. Mit vieler Pracht und Herrlichkeit zog Karl in Troyes ein, Johanna hielt dort ein Kind zur Taufe. Châlons war die nächste Stadt, die der König auf seiner Fahrt berührte. Die Einwohner kamen ihm entgegen und huldigten ihm. Hier war Johanna ihrer eignen Heimat nicht mehr fern und erlebte die Freude, vier ihrer Landsleute zu sehen und zu sprechen. Einer von diesen fragte sie, ob sie sich vor all den großen Gefahren und blutigen Schlachten denn nicht fürchte. Sie erwiderte: „Ich fürchte nichts als den Verrat!“

Karl näherte sich Reims immer mehr, immer größer ward aber auch wieder seine Zaghaftigkeit. Johanna ermutigte ihn, wie sie konnte. „Zweifelt doch nicht“, — rief sie ihm zu, als er über seinen Mangel an Ge-

schütz und Kriegsmaschinen klagte — „die Bürger von Reims werden Euch die Huldigung entgegenbringen. Bevor Ihr der Stadt noch nahe kommt, werden die Einwohner sich Euch ergeben. Schreitet vorwärts, seid kühn und sorgenfrei! Denn wenn Ihr Euch nur mannhaft erweist, so werdet Ihr Euer ganzes Königreich gewinnen!"

Endlich erblickte der König die Türme von Reims. Eine Stunde von der Stadt hielt er an und schlug im Schlosse Sept-Saulx sein Hauptquartier auf. Die Kunde von seiner Nähe beunruhigte in Reims sowohl die Garnison als die Bürgerschaft. Jene fühlte sich zu schwach, den Platz zu halten, und doch war es schimpflich, ohne Schwertstreich abzuziehen. Der englische Befehlshaber, Herr von Chatillon sur Marne, berief eine Versammlung der Bürger und fragte diese, ob sie gutes Mutes seien, sich zu wehren. Die Bürger fragten dagegen, ob die Kriegsleute glaubten, die Stadt behaupten zu können. Die Antwort war verneinend, aber der Befehlshaber versprach für den Fall, daß die Bürgerschaft sich etwa sechs Wochen verteidige, Entsatz. Die Bürgerschaft gab keine bestimmte Erklärung, und die Besatzung zog ab, ohne zu wissen, ob jene dem König Karl Widerstand leisten wolle oder nicht. Kaum jedoch waren die Engländer und Burgunder fort, als die Stadt dem König durch Gesandte weltlichen und geistlichen Standes ihre Schlüssel zu Füßen legen ließ. Abends zog der König in Reims ein. Alle seine Ritter und Helden begleiteten ihn, aber kein einziger zog soviel Aufmerksamkeit auf sich als Johanna, die wunderbare Hirtin. Nun wurde, ganz dem uralten Herkommen gemäß, die Krönung vollzogen. Am Vorabend vor der Feier bestieg der König mit

den Großen seines Reichs ein Gerüst in der Kirche und zeigte sich dem versammelten Volk. Am Morgen darauf begaben sich vier Paire zu der Abtei von St. Remigius und baten um die Lampe mit dem heiligen Öl. Nachdem dieses unter den üblichen Zeremonien in die Domkirche gebracht worden war, erschien der König mit den Reichsfürsten, ging zum Altar und kniete nieder. An der Spitze der Geistlichkeit trat der Bischof vor ihn hin und sprach zu ihm: „Wir fordern dich auf, zu geloben, daß du uns und den uns anvertrauten Kirchen ihr kanonisches Vorrecht, das schuldige Recht und Gerechtigkeit bewahren und verteidigen wollest, wie es die Pflicht eines Königs in seinem Reich gegen jeden Bischof und die ihm anvertraute Kirche erheischt.“ Der König erwiderte hierauf: „Im Begriff, durch Gottes Gnade zu einem König von Frankreich gesetzt zu werden, gelobe ich vor Gott und seinen Heiligen an dem Tage meiner Weihe, daß ich das kanonische Vorrecht, Recht und Gerechtigkeit gegen einen jeden von euch Prälaten bewahren und euch beschirmen werde nach meiner Macht, mit Gottes Hilfe, wie von Rechts wegen ein König in seinem Reich jeden Bischof und die ihm anvertraute Kirche beschirmen soll. Ich verspreche in Jesu Christi Namen dem mir untergebenen christlichen Volk folgende Dinge: erstens, daß ich alles christliche Volk der Kirche bewahren werde und den wahren Frieden, alle Zeit, nach eurem Rat. Desgleichen, daß ich es schützen werde vor allem Raub und vor jeder Ungerechtigkeit. Desgleichen, daß ich bei allen Urteilen Billigkeit und Barmherzigkeit empfehlen werde, damit der milde und barmherzige Gott mir und euch seine Barmherzigkeit gewähre. Desgleichen, daß ich nach rechter

Treue, nach meinem Vermögen mich bestreben will, alle von der Kirche erklärten Irrgläubigen aus meinem Lande und meiner Gerichtsbarkeit zu verbannen. Alle diese Dinge gelobe ich eidlich.“ Hierauf schlug der Herzog von Alençon ihn zum Ritter. Dann hielten zwei der anwesenden Paire zum Zeichen der Krönung die Krone über sein Haupt. Endlich trat der Erzbischof hinzu und salbte ihn. Jetzt nahte sich Johanna, kniete vor dem König nieder und sagte unter strömenden Tränen: „Edler König, nun ist der Wille Gottes erfüllt, der gewollt hat, daß ich Orleans befreite und Euch zu Eurer Krönung in die heilige Stadt Reims führte, damit offenbar würde, daß Ihr der wahre König seid und derjenige, dem die Krone Frankreichs von Rechts wegen gebührt.“ Jeder, der sie sah und hörte, ward von ihren Worten und ihren Tränen erschüttert. Sie blieb sich in ihrer Demut immer gleich. „Was ich getan habe“ — sprach sie — „war nur ein Dieneramt.“ Auch ihr Vater und ihr ältester Bruder wohnten der Festlichkeit bei, was für das Mädchen gewiß eine große Freude war. Zum Beschluß des Ganzen verrichtete der König am dritten Tage die vorschriftsmäßige Wallfahrt nach dem Grabe des heiligen Markulf, den die Könige von Frankreich aus doppelten Gründen nicht vernachlässigen durften, einmal nicht, weil er aus ihrem eigenen Geblüt entsprungen sein sollte, und zweitens, weil sie durch ihn die Gnade erhielten, daß sie mittels Auflegens der Hände die Skrofeln heilen konnten.

In der Nacht, während alles mit den Zubereitungen zur Krönungsfeier beschäftigt gewesen war, hatte Johanna, um womöglich ihr Werk ganz zu vollenden, an den Herzog von Burgund einen zweiten Mahnbrief,

der noch jetzt zu Lille aufbewahrt wird, abgefaßt. Er ist in seiner Einfachheit so schön, daß ich mir nicht versagen kann, ihn mitzuteilen.

Jesus † Maria

„Hoher und gefürchteter Fürst, Herzog von Burgund, Euch entbietet Johanna, die Jungfrau, durch den König des Himmels, meinen rechtmäßigen obersten Herrn, daß der König von Frankreich und Ihr auf lange hin einen guten und festen Frieden machen sollt. Verzeihet einer dem andern aus Grund seines Herzens, wie es guten Christen geziemt, und wenn Euer Sinn nach Krieg steht, wohlan, so zieht gegen die Sarazenen! Fürst von Burgund, ich gebiete Euch, ich fordere, ich bitte, ich flehe, so demütig, als ich nur immer etwas von Euch zu erflehen vermag, daß Ihr nicht ferner wider Frankreich, das heilige Königsland, im Streit steht, heißt Eure Leute zur Stelle und unverzüglich aus den Städten und Burgen des besagten heiligen Reiches heimkehren! Was den edlen König von Frankreich betrifft, so ist er zum Frieden mit Euch bereit, unbeschadet seiner Ehre, so daß es nur einzig und allein an Euch liegt; und ich tue Euch kund durch den König des Himmels, meinen rechtmäßigen obersten Herrn, zu Eurem Besten und um Eurer Ehre und Eures Lebens willen, daß Ihr gegen die getreuen Franzosen keine Schlachten gewinnen werdet, und daß alle, die den Krieg führen wider das benannte heilige Reich Frankreich, Krieg führen wider den König Jesus, den König des Himmels und der ganzen Welt, meinen rechtmäßigen obersten Herrn. Darum gebiete ich und flehe ich Euch an, mit gefalteten Händen, daß Ihr keine Schlacht wider uns schlagt und keinen Krieg

wider uns führt, Ihr, Eure Dienstleute und Untertanen. Und seid des versichert, wie groß auch die Zahl Eurer Dienstmannen sei, die Ihr wider uns führt, sie werden nichts ausrichten, und es wird ein großer Jammer sein um die große Schlacht und das Blut, das von denen vergossen wird, die wider uns ausziehen. Drei Wochen sind es, seit ich Euch ein Schreiben gesandt und gute Botschaft durch meinen Herold, damit Ihr bei des Königs heiliger Salbung zugegen wäret, die heute, Sonntag, den siebzehnten Tag des Monats Juli, in der Stadt zu Reims vor sich geht, ich habe aber keine Antwort darauf erhalten und auch keine Kunde von dem besagten Herold vernommen. Ich empfehle Euch Gott, möge er über Euch wachen, wenn es ihm gefällt, und bitte Gott, er wolle uns guten Frieden verleihen. Geschrieben in dem besagten Orte Reims, an dem siebzehnten Tage des Julius."

Johannas letztes kriegerisches Auftreten bis zu ihrer Gefangennehmung vor Compiègne

Die Krönung König Karls des Siebenten war vollbracht, und Johannas Sendung hatte ihre Endschaft erreicht. Dringend ersuchte sie deshalb den König, sie jetzt wieder heimziehen zu lassen zu dem Herd ihres Vaters. Aber er mitsamt seinen Fürsten fürchtete, daß er der Jungfrau nur zugleich mit seinem Glück den Abschied geben könne, und ermahnte sie zum Bleiben. Sie wagte nicht, sich wider sein Gebot aufzulehnen, sie verharrte an seiner Seite und folgte ihm, wohin er winkte. Doch niemals wieder erlaubte sie sich, im Rat den Rittern und Hauptleuten zu wider-

sprechen und sich über die Pläne, die gefaßt wurden, einen Einfluß anzumaßen. Sie war ganz wie ein Soldat, der, durch seinen Eid an die Fahne gefesselt, sich in Gefahr und Tod stürzt, ohne zu fragen, ob er auch recht geführt wird, und der sich nicht selbst eine Aufgabe zu stellen und sie zu lösen, sondern der an die gegebene Aufgabe nur sein Alles zu setzen hat. Dies stille, edle Zurücktreten in den Kreis, über den nur der Geist des Herrn sie hinausgetrieben hatte, hätte den König Karl rühren, er hätte den verschlossenen Schmerz des frommen Mägdleins ehren und sie, ohne Rücksicht auf den Vorteil, den ihre die Freunde befeuernde und die Feinde entgeisternde Nähe ihm brachte, zu nehmen, an die Ihrigen zurücksenden sollen, um sie dem dunklen Schicksal, das sie, nun der himmlische Schutz von ihr gewichen war, über kurz oder lang ereilen mußte, zu entziehen. Er tat es nicht, er zog es vor, die Siegesgöttin, die es sich in ihrer Demut gefallen ließ, zur gemeinen Kriegerin zu erniedrigen. Von jetzt an aber kümmern uns die kriegerischen Züge des Königs nur wenig, da wir nicht seine Geschichte, sondern die der Jungfrau zu schreiben haben, und bloß der Vollständigkeit wegen wollen wir in der höchsten Gedrängtheit die Vorfälle, die sich bis zu Johannas Gefangennehmung vor Compiègne ereigneten, aufzählen, um mit desto größerer Ausführlichkeit ihr Märtyrertum und ihren Tod darstellen zu können.

Von Reims aus rückte der König allmählich auf Paris los. Lyon und Soissons sandten ihm ihre Schlüssel entgegen. Sehr bald ergab sich die Feste Chateau-Thierry, die überhaupt kaum Miene machte, als ob sie Widerstand leisten wollte. In Chateau-Thierry

trat Johanna den König zum erstenmal mit einer Bitte an, die nicht auf sein eignes Bestes abzielte. Sie ersuchte ihn um Steuer- und Abgabenfreiheit für ihren Geburtsort Domremy und das Dörfchen Greux. Gern gewährte Karl den bescheidenen Wunsch, und bis zum Tode Ludwigs des Dreizehnten blieben beide Orte von allen Lasten verschont. Von Chateau-Thierry zog Karl nach Provins. Hier hielt er sich eine volle Woche auf, seinen Zug nach Paris bei weitem nicht genug beschleunigend. In der verräterischen Hauptstadt wurde die Bestürzung übrigens sehr groß, besonders, weil sich zu Anfang der Herzog von Bedford nicht in ihren Mauern befand. Doch kehrte dieser bald zurück, vereinigte sein Heer mit dem des zu seiner Unterstützung eingetroffenen Kardinals von Winchester und sandte an „Karl von Valois" von Montereau aus einen Fehdebrief. „Dein Herr wird wenig Mühe haben, mich zu finden" — sagte Karl zu dem Überbringer —, „ich bin es gerade, der ihn sucht." Der König wartete einen ganzen Tag auf dem Schlachtfelde; da aber der Herzog von Bedford nicht erschien, entschloß er sich — zum Rückzug. Glücklicherweise wurde ihm der Rückzug versperrt, und er mußte zur Freude seiner Helden wieder vorwärts ziehen. Alles unterwarf sich ihm, mit Jubelruf und mit Jauchzen empfing ihn das Volk. Aber mehr fast noch, wie er, war Johanna der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und allgemeiner Freude. In süße Tränen brach sie aus, als sie all die Zeichen der Liebe sah. „Möchte ich" — rief sie aus — „in dieser Erde ruhen können, wenn mein Lauf geendigt ist!" „O Johanna", erwiderte der Bischof von Reims, der ihr zur Seite ritt, „an welchem Orte glaubt Ihr, daß Ihr sterben werdet?" „Wo es Gott

gefallen wird", — war ihre Antwort — „denn ich kenne Zeit und Ort nicht besser wie Ihr. Möchte es doch Gott, meinem Schöpfer, gefallen, daß ich gegenwärtig die Waffen niederlegen könnte und es mir freistünde, meinem Vater und meiner Mutter zu dienen und die Schafe mit meinen Brüdern und meiner Schwester zu hüten, die sich sehr freuen würden, mich wiederzusehen." Man sieht, sie blieb sich selbst getreu, nicht die Teilnahme, die sie einflößte, nicht die Triumphe, die sie erlebte, konnten ihren schlichten Sinn, der jetzt nach der Vergangenheit zurückgewendet war, ändern und lenken.

Von drei Seiten hatte sich dem König Karl das Land rings um Paris unterworfen; als er nun aber gegen die vierte Seite, gegen die Normandie und die Picardie, zu ziehen gedachte, verlegte ihm der Herzog von Bedford bei Senlis den Weg. Aber Bedford hatte sich hinter Gräben und Palisaden verschanzt, und es kam zu keiner ernsten, entscheidenden Schlacht, nur zu einem blutigen Turnier zwischen der englischen und französischen Ritterschaft. Vorher hatten sich dem König schon die Städte Compiègne und Beauvais ergeben, letztere trotz der äußersten Anstrengung ihres Bischofs, sie in engländischem Gehorsam zu erhalten. Der Bischof wurde von den Bürgern schmählich von hinnen gejagt, ein Unglück für Johanna, gegen die er einen grimmigen Haß faßte, und als deren ärgster Verfolger er später auftrat. Von Senlis rückte der König weiter gegen Paris vor, und viele Städte und Burgen unterwarfen sich ihm. Der Herzog von Bedford, für die Normandie zitternd, die von französischen Edlen, welche den Krieg auf eigne Hand zu führen begannen, bedroht wurde, wandte sich dahin. An Jo-

hanna gelangte eine sonderbare Botschaft; der sich am Hof des Königs von Arragonien befindende Graf von Armagnac fragte bei ihr an, wer von den drei Päpsten, die zurzeit auf den apostolischen Stuhl Anspruch machten, denn eigentlich das Haupt der Christenheit sei. Sie erwiderte, augenblicklich könne sie in so wichtiger Angelegenheit kein Gutachten abgeben, wenn sie sich aber in Paris befände, möge man aufs neue bei ihr anfragen. Nun nahm die Stadt Senlis den König, ohne Trotz zu bieten, in ihren Mauern auf. Hier ereignete sich ein Vorfall, der für Johanna von unangenehmen Folgen war. Als sie eines Rosses bedurfte, ließ Karls Günstling la Tremouille ohne Umstände das Leibpferd des Bischofs von Senlis zu diesem Zweck wegnehmen. Sobald Johanna das erfuhr, ließ sie bei dem sehr unwillig gewordenen Prälaten anfragen, ob er das Tier zurückbegehre. Erbittert, antwortete er nicht, und sie schickte das Roß an la Tremouille, damit er es dem Bischof wieder zustellen lasse; es wurde ihr jedoch nicht bekannt, ob dies geschehen sei oder nicht.

An dem Herzog von Burgund hatte der König schon vorlängst eine Gesandtschaft geschickt. Saint Denis, das Grab der französischen Herrscher, öffnete ihm die Pforten. Mit Paris waren heimliche Unterhandlungen angeknüpft, und Karl hoffte, die Hauptstadt werde sich für ihn erklären, wenn er vor ihren Toren erscheine. Aber die Schlüssel von Paris wurden ihm nicht gebracht, und seine langwierigen Ratsversammlungen, in denen fast niemals ein männlich-kühner Entschluß gefaßt ward, nahmen aufs neue ihren Anfang. Johanna mischte sich nicht hinein, Gott sprach nicht mehr durch ihren Mund, und sie selbst verstat-

tete sich kein Wort. Aber Er, der sie einst vor allen ihres Geschlechts zum Außerordentlichsten auserkoren hatte, gab ihr jetzt öffentlich ein warnendes Zeichen, daß es mit ihrer Sendung vorbei sei. Als sie ein sündiges Weibsbild, das trotz des Abscheus, den sie vor leichtfertigen Dirnen empfand, und trotz des ergangenen strengen Befehls sich in ihre Nähe wagte, mit ihrem Schwerte schlug, zersprang das letztere, als ob es von Glas wäre. Sie empfand Reue über ihren zu lebhaft aufgeloderten Zorn, aber auch Schauder und Angst vor der Bedeutung des dunklen Ereignisses. Die Waffenschmiede, denen man die zerbrochene Klinge übergab, erklärten es für unmöglich, sie wieder zusammenzufügen. König und Heer wurden niedergeschlagen, als sie dies hörten; dennoch wurde Johanna nicht entlassen.

Karl lag vor Paris wie der Bettler vor der Tür eines Hauses, das ihm verriegelt ist. Ein wohlgeordneter starker Angriff zur rechten Zeit hätte leicht den günstigsten Erfolg haben können. Aber er zog es vor, die Bürger mit Briefen statt mit Kugeln zu bombardieren. Der Schrecken stirbt ebenso schnell, wie er geboren wird; hatte man anfangs vor dem Grimm des Königs in der Stadt gezittert, so fing man, nun man ihn so unschlüssig zaudern sah, an, ihn zu verspotten. Endlich, endlich, da es viel zu spät war, entschloß man sich zum Ernst, mehr, wie Johanna sich später ausdrückte, um ein Ritterstücklein auszuführen, als um zum Zweck zu kommen. Sie wollte, ihre Mißbilligung offen zu erkennen gebend, in Saint Denis zurückbleiben. Man zwang sie jedoch, mitzuziehen, und sie gab sich darein. Am achten September zog man nach der Abendseite der Stadt, ordnete die Scharen, ließ das

Geschütz aufführen und eröffnete ein starkes Feuer. An Mut und Tapferkeit ließen die königlichen Ritter und Reisigen es nicht fehlen, am wenigsten Johanna, die die Gefahr aufsuchte, statt sie zu fliehen. „Ergebt die Stadt an den König von Frankreich!“ rief sie, auf dem schmalen Bord zwischen beiden Festungsgräben stehend, der Besatzung zu. „Wir wollen sehen, Landläuferin!“ antwortete von der Zinne ein Schütz und schnellte einen Pfeil auf sie ab, der ihr den Schenkel durchbohrte. Ein zweiter Schuß tötete ihren Fahnenträger, als dieser sich eben bückte, um den Pfeil aus der Wunde zu ziehen. Johanna stand noch, solange sie stehen konnte, dann legte sie sich in den trockenen Graben; zum Weichen war sie nicht zu bringen. Sie sah die erste Niederlage des Königs, ihr Schmerz war grenzenlos. Spät am Abend ließ der Herzog von Alençon sie forttragen. Es heißt, die Geschwader hätten, als sie sie ohnmächtig und kraftlos erblickten, ihr rohe Schmähungen zugerufen. Warum sollte es nicht wahr sein? Schneller Rückzug des königlichen Heeres nach la Villette war die Folge des Tages; wenig Kriegsgerät, aber viele Tote ließ man vor den Mauern von Paris.

Am nächsten Morgen bat Johanna den König noch einmal, ihr die Heimkehr zu ihren Eltern zu verstatten. Der Blick in ihr bleiches Angesicht rührte sein Herz, er zollte ihr Lobsprüche auf Lobsprüche, aber ihren Wunsch gewährte er nicht. Als es sein Wohl galt, da setzte sie seinen Worten und Befehlen nicht selten Widerstand entgegen; nun es bloß ihr Wohl, ihren Frieden galt, tat sie dies nicht, dazu war sie zu sehr Weib, aufopferndes Weib. Aber fest und unwiderruflich entschloß sie sich, ihre Waffen als Weihge-

schenk vor dem höchsten Waltenden niederzulegen. Vor dem Hauptaltar in der Kirche zu Saint Denis kniete sie hin und brachte aus der Fülle ihres tiefbewegten Herzens Gott und allen Heiligen den Dank dar für das Herrliche, was sie ausgerichtet hatte. Dann stellte sie ihre Waffen vor dem Schrein auf, der die Reliquien des Schutzheiligen von Frankreich bewahrt, ihren silbernen Harnisch und das neue Schwert, das, wie es heißt, am Tage zuvor im Sturm von Paris von ihr erbeutet worden war. König Karl und alle Fürsten waren Zeugen der feierlich-erschütternden Handlung. Das königliche Heer ward hierauf nach der Loire zurückgeführt. Als Karl Gien wieder erreichte, zog er, als ob er als Sieger käme, in stolzem Triumph ein. Johanna war ihm, wie ein geschmücktes Lamm, zur Seite.

Inzwischen waren die Verhandlungen mit dem Herzog von Burgund vorwärtsgegangen und hatten einstweilen einen Waffenstillstand zur Folge gehabt. Der Herzog versprach, dem König die Hauptstadt zu verschaffen, falls er des Weges hin und zurück versichert wäre. Der König bewilligte ihm nicht allein gutes Geleit, sondern gebot auch, ihm die Städte Compiègne und Port Saint Maxence einzuräumen; dem Herzog wurde jedoch nur die letztere Stadt übergeben, während der Befehlshaber der ersteren, Wilhelm von Flavy, den Burgundern aus Patriotismus, wie er vorgab, die Tore verschloß. Der Herzog von Bedford kam wieder nach Paris, vertrieb die Besatzung von Saint Denis, die ihm ihrer Schwäche wegen nicht zu widerstehen vermochte, und rächte sich an der Stadt für ihren Abfall durch Plünderung und Zerstörung der königlichen Grüfte. Ein Angriff auf Lagny hatte keinen Erfolg, die Schmei-

cheleien und Aufmerksamkeiten dagegen, die er dem Herzog von Burgund in überreichlichem Maß erwies, um ihn früherer Vernachlässigungen vergessen zu machen, blieben nicht ohne Wirkung. Der Herzog von Burgund kam, durch den mit dem König abgeschlossenen Waffenstillstand geschützt, nach Paris und wurde von Bedford auf das allgemeine Verlangen der Bürger zum Befehlshaber der Stadt ernannt. Dieser Umstand erregte in Karl VII. die lebhaftesten Hoffnungen; er schickte augenblicklich Abgeordnete an den Herzog ab, die mit den Bevollmächtigten des letzteren in Saint Denis zusammenkamen. „Was unter ihnen verhandelt sei", — drückt sich eine lateinische Parlamentsnotiz lakonisch-mißtrauisch aus —, „wisse nur der, dem nichts verborgen bleibe." Der Herzog von Bedfort zog am 17. Oktober nach der Normandie, Herzog Philipp von Burgund gab ihm freundschaftlich bis Saint Denis das Geleit; auffallenderweise verließ aber auch dieser gleich am folgenden Tage zum Erstaunen und Verdruß der Pariser die Stadt, sein Befehlshaberamt dem Herrn von L'Isle Adam übertragend und ihm nur eine geringe Besatzung hinterlassend. Der junge König Heinrich VI. ward inzwischen in London gekrönt, jedoch ohne daß dies zwischen seinen beiden Vormündern die Einigkeit herstellte.

Karl VII. ward, als er eben von Gien nach Chinon ziehen wollte, plötzlich von seiner Gemahlin, die ihm unerwartet aus Bourges entgegenzog, überrascht. Trotz seines Widerwillens gegen sie nahm er sie artig auf, vielleicht mit aus Rücksicht gegen Johanna, die der gekränkten Königin die tiefste Ehrerbietung erwies. Zu Mehun sur Yèvre erteilte er der Jungfrau und ihrem ganzen Geschlecht den Adel. Sie selbst hat niemals ein

Wappenschild geführt, für ihre Brüder aber bat sie den König um ein solches, und er teilte ihnen ein aufrecht stehendes Schwert zu, auf beiden Seiten von Lilien umgeben. Zu der nämlichen Zeit ließ er eine Denkmünze zu ihrer Ehre schlagen, auf deren Hauptseite sich ihr Bild befand, während auf der Rückseite eine Hand, die ein blankes Schwert hielt, gebildet war mit der Umschrift: „Consiliis confirmata Dei." Auch einen prächtigen Wappenrock von Goldstoff schenkte er ihr, damit sie ihn über der Rüstung tragen möge. Nicht ohne Lächeln sieht man, daß der Monarch als echter Franzose das geheimnisvolle Wesen, dem Gott seine Donner anvertraut hatte, zu putzen suchte; es kann jedoch nur die flachste Philistereitelkeit, die auf ihren eigenen Bettel stolz ist, an die Jungfrau die Anmutung stellen, daß sie Auszeichnungen, die wohlverdient waren und die in einer Welt nötig genug sind, welche den schon anerkannten Wert nur zu leicht wieder vergißt, wenn er nicht eine äußere Bestätigung findet, hätte verachten oder wohl gar verschmähen sollen.
Johanna hielt sich drei Wochen an dem Aufenthaltsort der Königin zu Bourges auf. In ihrer Seele wechselten nur noch Schauer vor ihrer Zukunft mit den glühendsten Gebeten ab. Die Ahnung ihres frühen Heimgangs verließ sie nie. „Wenn ich bald den Tod finden sollte", — sprach sie oft zu ihrem Beichtvater —, „so sagt in meinem Namen zu dem König, meinem Herrn, daß er Kapellen erbauen lasse, wo man für diejenigen zu Gott bete, die in diesen Kriegen für das Beste des Vaterlandes gefallen sind." Wie edel, daß sie nicht einmal eine Seelenmesse für sich allein verlangte, daß ihrer nach ihrem Sterben nur mit allen zugleich gedacht werden sollte! Den Armen gab sie gern und flei-

ßig und antwortete, wenn man sie von zu großer Freigebigkeit abzuhalten suchte, sie sei bestimmt, die Bedürftigen zu trösten. Als einmal abergläubische Frauen Kreuze, Rosenkränze und andere Dinge der Art vor ihr niederlegten und sie baten, sie möchte selbige berühren und ihnen dadurch Wunderkräfte mitteilen, sprach sie lachend zu ihrer Wirtin: „Berührt doch Ihr die Sachen statt meiner; es tut dieselben Dienste!"

Johannas Ruhm war zu groß, er erscholl zu laut und zu weit, als daß nicht auch andere Weiber hätten versucht werden sollen, sich als Prophetinnen hervorzutun, denn das ist das Unglück der Welt, daß eine echte, wesenhafte Erscheinung immer durch hundert Larven nachgespielt, von ihnen umringt und allen Augen, die nicht sehr hell sind, völlig entrückt wird. So stand eine gewisse Katharina von la Rochelle auf, die sich dem Bruder Richard anschloß und dem König durch die glänzendsten Verheißungen schmeichelte. Als Johanna mit ihr zusammentraf, berichtete sie ihr: ihr erscheine allnächtlich eine weiße Frau und gebiete ihr, durch alle getreuen Städte zu ziehen und die Einwohner zur ungesäumten Herausgabe ihres Geldes und ihrer Kostbarkeiten aufzufordern. Johanna, durch den groben, handgreiflichen Betrug empört, riet der Frau, zu ihrem Manne zurückzukehren und ihrer Wirtschaft zu pflegen; Katharina hatte ihren Herd aber nicht verlassen, um ihn so bald mit Scham und Reue wieder aufzusuchen, sie blieb bei ihren Behauptungen, und Johanna entschloß sich, bei ihr zu übernachten, um sich von dem Grund oder Ungrund ihrer Reden zu überzeugen. Die Erscheinung blieb natürlich aus, und die Jungfrau erklärte nun dem König

bestimmt und ernst, wie es mit der neuen Prophetin stehe; der Bruder Richard ließ Katharina, die ihn pries, wo sie konnte, zwar nicht fallen, sondern tat alles, was in seinen Kräften stand, sie zu Ansehen zu bringen, doch Johanna siegte ohne Kampf durch ihre bloße Gegenwart über die unheilige Schwester.
Man faßte jetzt den Beschluß, zunächst die Ufer der Loire von allen engländischen Besatzungen zu befreien und vor allem die Stadt Saint Pierre le Moutiers zu unterwerfen. Die Jungfrau und der Herr d'Albret empfingen den Auftrag zu dieser Unternehmung. Saint Pierre le Moutiers ward rasch genommen, La Charité widerstand, Louviers in der Normandie wurde durch la Hire unter königliche Botmäßigkeit zurückgebracht. Melun verschloß den Engländern, als diese, nur hundert Mann zurücklassend, auf Streifereien ausgezogen waren, bei ihrer Heimkehr die Tore und nahm die Truppen des Königs ein; ein alter Trompeter, der sein Kriegs- und Siegesinstrument nicht mehr geblasen hatte, seitdem der Feind sich in den Mauern der Feste befand, tat hierbei die besten Dienste, indem er bis zum Zersprengen seiner Brust gewaltige Fanfaren ertönen ließ und in Pausen dazwischen rief: Es lebe der König! In der Stadt Paris, die von dem Herzog von Burgund über seine Vermählungsfeierlichkeiten ganz außer acht gelassen ward, bildete sich zugunsten Karls ein heimlicher Bund, der leider zu früh herauskam; viele Hinrichtungen erfolgten, aber es war, als ob das vergossene Blut nur Blumen aus dem Schoß der Erde hervorlockte, so füllereich war der frühe, milde Frühling, der, wie er den Frieden verkündigte, ihn in den Gemütern, die er zur Versöhnung aufschloß, zugleich vorbereitete.

In der Pfingstwoche erschienen der Jungfrau ihre Heiligen und sagten ihr, daß sie noch vor dem Johannisfeste den Feinden in die Hände fallen werde; es sei unabänderlich beschlossen, und sie möge sich mit Ergebung in die bittere Prüfung fügen. Jesus Christus betete, als er dem Kreuzestod nahe war: „Vater, ist es möglich, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen!" Wer will es dem zarten Mägdlein verargen, daß sie, als sie eine so trübe Eröffnung aus dem Munde der Wahrheit, die keine Zweifel und also auch keine Hoffnung aufkommen ließ, vernahm, zitternd und händefaltend niederstürzte und flehentlich um ein schnelles Ende ohne die Schrecken und Leiden eines Kerkers bat. Doch die himmlischen Erscheinungen wiederholten nur ihre Ermahnung zur Ergebung und Geduld; sie zeigten ihr auch nicht die Stunde an, wo ihr Schicksal sich erfüllen sollte, aber sie kamen nun täglich und redeten zu ihr Worte der Erinnerung und Ermunterung. Johanna verschloß in sich ihre Angst und ihren Schmerz, und ganz so, wie sie einst bei ihren Eltern, voll der gewichtigsten Offenbarungen, ihre Geschäfte verrichtet hatte, war sie jetzt, da doch jeder Augenblick sie ihren bittersten Feinden überliefern konnte, treu und emsig wie immer im Dienst ihres Königs bemüht.
Der neugekrönte englische König Heinrich VI. kam nach Frankreich. Mit Pomp ward er in Rouen aufgenommen, wo sich Peter Cauchon, der vertriebene Bischof von Beauvais, dessen wir schon früher gedachten, zu ihm gesellte. Auch in Paris ward Fest über Fest veranstaltet, aber bei dem Volk wollte der Jubel nicht kommen. Johanna, entschlossen, die noch vergönnte kurze Frist zu nützen, auch wohl, die Zeit der pein-

vollen Erwartung abzukürzen, zog an der Spitze eine kleinen Geschwaders nach Isle de France. In Lagny-sur-Marne betete sie über ein totgeglaubtes, noch ungetauftes Kind, welches, wie sie sich später ausdrückte, schwarz wie ihr Kleid war. Da regte sich in dem kleinen Leichnam das Unsterbliche zum ersten und letzten Male, das Kind atmete auf, wurde schnell getauft und sank in die Nacht des Todes zurück. Unfern von Lagny nahm sie einen Burgunder, Franquet von Arras, durch Kühnheit berühmt, noch mehr durch unerhörte Grausamkeit berüchtigt, gefangen, dessen Auslieferung an die Gerichte der Amtshauptmann von Senlis wegen begangener vielfältiger Missetaten dringend begehrte. Johanna konnte, als man sie fragte, ob sie den Lauf der Gerechtigkeit hemmen wolle, nicht umhin, in die Auslieferung zu willigen; später machte man ihr hieraus ein Verbrechen.

Der Herzog von Burgund ward jetzt gegen König Karl wieder aktiv, indem er die Belagerung von Choisy an der Oise unternahm. Hierdurch ward Compiègne bedroht, und Johanna eilte dorthin. Viele tapfere Ritter folgten ihr, unter andern Xaintrailles, und bald hatte sie ein Heer von 2000 Mann um sich, dessen Befehligung sie jedoch ganz und gar den Hauptleuten überließ. Auch der Herzog von Burgund zog, nachdem Choisy sich nach mannhaftem Widerstand ergeben hatte, vor Compiègne, jeden Tag sich, teils aus seinen eignen Ländern, teils durch die Engländer, verstärkend. Die Besatzung von Compiègne hielt sich brav, Johanna sammelte außerhalb der Stadt neues Kriegsvolk und brachte es, ohne daß die Feinde es merkten, zur Nachtzeit glücklich hinein. Es war ihre letzte Tat. Am folgenden Tage rückte sie, nachmittags

um 5 Uhr, an der Spitze von 600 Mann aus, um einige Verschanzungen, welche die Feinde aufwerfen ließen, zu zerstören. Sie war ungewöhnlich geschmückt, ein mit Gold und Silber gestickter purpurner Wappenrock bedeckte ihren Harnisch, ein stolzer Zelter trug sie. In der Hand trug sie ein schönes Schwert; sie hatte es sich bei Lagny erkämpft. Herrlich leuchtete sie unter allen hervor, wie die Sonne, die untergeht, die aber durch ihren schwindenden Glanz noch den hervorbrechenden des Mondes und der Sterne überstrahlend zurückdrängt.
Gerade um dieselbe Stunde kam ihr der burgundische Heerführer Johann von Luxemburg auf Kundschaft entgegengeritten. Schnell und unbemerkt zog er sich zurück, die nächste Besatzung unter die Waffen rufend. Johanna fand nun statt eines unvorbereiteten einen sie erwartenden Feind. Sie zagte nicht und ließ von ihrem Unternehmen nicht ab. Ein Kampf entstand, in dem sie anfangs Siegerin war. Aber immer mehr englische und burgundische Scharen eilten herbei. Sie mußte sich zum Rückzug entschließen, und sie selbst war es, die, als hinterste und letzte den Verfolgern entgegenkämpfend, den Rückzug zu decken suchte. Immer größer, je näher man der Brücke von Compiègne kam, wurde die Unordnung. Als Johanna das Brückenbollwerk erreichte, war dasselbe schon, der miteindringenden Feinde halber, gesperrt. Nun suchte sie auf ihrem leichtfüßigen Roß das Freie zu gewinnen. Aber Engländer und Burgunder hatten sie längst zu ihrem Hauptaugenmerk gemacht; ein Bogenschütz aus der Picardie zog sie bei ihrem Wappenrock vom Pferde, und Lionel, genannt der Bastard von Vendôme, führte sie gefangen nach Marigny. Hier wurde

sie von Johann von Luxemburg, an den Lionel die Kriegsgefangenen verkaufte, im strengen Gewahrsam gehalten. Dem Befehlshaber von Compiègne, Wilhelm von Flavy, ist der Vorwurf gemacht worden, er habe die Jungfrau an ihre Feinde verraten. Flavy war der Mann, dem man, ohne ihm zuviel zu tun, jedes Verbrechen zutrauen durfte; er war in jener blutigen, verworrenen Zeit, was der Drache im Sumpf ist, der ohne den Sumpf gar nicht dasein würde. Für seine Würdigung würde es gleichgültig sein, ob er das edle Opfer an die Schlachtbank geliefert hätte oder nicht, denn es handelte sich bei ihm nicht mehr um einfache Sünden und Greuel, nur noch um die Duplikate. Aber der höchsten Wahrscheinlichkeit nach war er an dem Verrat, dessen er wohl weniger wegen sprechender Tatsachen als wegen seines Charakters bezichtigt wurde, unschuldig.

Dieses geschah am 23. Mai 1430, fünfzehn Monate nach Johannas erster Erscheinung vor dem König Karl VII.

Der Jungfrau Johanna Gefangenschaft, Leiden und Tod

Welcher Maler möchte, wenn er die Unschuld foltern und zuletzt rädern sähe, jeden Schmerzenszug der sich zusammenkrümmenden Natur auffassen und mit seinem Pinsel wiedergeben! Kann man doch den Gefolterten nicht malen, ohne den Folterer mitzumalen, und hört doch da, wo das Abscheuliche, das Häßlich-Gräßliche anfängt, menschliche Teilnahme auf! Dennoch ist mir eine solche Aufgabe gestellt! Ich freue mich, daß schon der Raum mich an einer Ausführlichkeit,

die sowohl mir selbst wie meinen Lesern peinlich sein müßte, verhindert.
Anfangs wurde Johanna behandelt, wie sie es verdiente. Johann von Luxemburg sandte sie nach seinem Schlosse Beaurevoir und stellte sie unter den Schutz und die Aufsicht seiner Gemahlin und seiner Schwester. Diese Damen ließen ihr eine edle Gastfreundschaft angedeihen; da sie wußten, daß man ihr auf der englischen Seite das Tragen von Mannskleidern als ein Hauptverbrechen anrechnen würde, so suchten sie sie zur ungesäumten Ablegung derselben zu bereden, was sie jedoch, sonst sanft und nachgiebig, wie es sich geziemte, nicht tat. Vier Monate befand sich Johanna auf diesem Schlosse. Aber Aufforderung nach Aufforderung erging an Johann von Luxemburg, sie auszuliefern. Der ungestümste Eiferer war Peter Cauchon, der vertriebene Bischof von Beauvais; auf seinem Grund und Boden — behauptete er — sei sie ergriffen, er sei ihr natürlicher Richter. Lange war Johann von Luxemburg standhaft; als er zu wanken anfing, erinnerte seine Gemahlin ihn weinend an Ehre und Pflicht und tat zugunsten der Unglücklichen vor ihm sogar einen Fußfall. Böse Gerüchte, ihre Übergabe an die Engländer betreffend, drangen zu Johanna, mehr noch wie diese erschütterte sie die Kunde von der steigenden Not in der belagerten Stadt Compiègne; als sie zuletzt vernahm, daß bei der Eroberung kein Menschenleben verschont bleiben solle, bemächtigte sich die Verzweiflung ihrer Seele. Vergebens ermahnten ihre Heiligen sie zum geduldigen Ausharren; umsonst riefen sie ihr zu: Gott werde sowohl der Stadt Compiègne helfen wie ihr selbst, sie aber könne nicht frei werden, bevor sie den König von England gesehen habe. Im Wahnsinn antwortete

sie: „Hilft Gott denen zu Compiègne, so will ich bei ihnen sein. Den König von England aber mag ich nicht sehen und will lieber sterben als in die Gewalt der Engländer kommen." Nun stürzte sie sich, entschlossen, der Stadt Compiègne zu Hilfe zu eilen, von dem Gipfel des Turmes, in welchem sie bewahrt wurde, herab und wurde von den Wachen für tot aufgehoben.

Ich halte diese verworren-eigenmächtige Handlung der Jungfrau für den wahren Triumph ihrer naiven Natur. Wie ein Kind, das sich aufs Wasser wagt, weil es wohl weiß, daß die Mutter es, trotz ihres Unwillens wegen des übertretenen Verbots, liebevoll herausziehen wird, wenn es verunglückt, so stürzte Johanna sich in den offenbaren Tod, weil sie sich überzeugt hielt, Gott werde ihr beistehen und sie retten, selbst wenn er ihrer Tat zürnen sollte.

Sie wurde im höchsten Grade niedergeschlagen, als das Bewußtsein ihr wieder zurückkehrte, und genoß in drei Tagen weder Speise noch Trank. Doch die himmlischen Stimmen sprachen ihr Trost zu, sie beichtete und ward wieder ruhig, denn sie ward in ihrem Tiefsten der göttlichen Vergebung versichert. Zu ihrer hohen Freude ward auch Compiègne entsetzt; gerade dieser Umstand war es aber, der zu ihrem großen Nachteil gereichte; bei den Engländern setzte sich nämlich mehr und mehr der Glaube fest, daß, solange die Jungfrau am Leben sei, sich ihr Mißgeschick nicht wenden würde, und sie bestrebten sich immer lebhafter, sie in ihre Gewalt zu bekommen. Schon mußte Johanna von Gefängnis zu Gefängnis wandern; als Peter Cauchon zuletzt in Person vor dem Herzog von Burgund und Johann von Luxemburg erschien und letzterem im Namen des Herzogs von Bedford für das Mädchen ein

Lösegeld, wie man es nur für fürstliche Häupter zu zahlen pflegte, nämlich 10000 Franken, bot, widerstand der Ritter nicht länger und verkaufte das seiner Obhut anvertraute unschuldige Blut. Nun wurde Johanna nach Rouen geführt, in einen finsteren Kerker geworfen, mit Ketten belastet, vielleicht gar eine Zeitlang in einen eisernen Käfig gesteckt. Schlimmer aber noch als Ketten und Kerker waren ihre Wächter, gemeine Engländer aus der niedrigsten Hefe des Volkes, die sie, wenn sie wachte, mit Zumutungen der empörendsten Art, mit Reden und Handgreiflichkeiten, für welche die Bildung keine Bezeichnung hat, quälten und sie, wenn sie schlief, mit dem Schreckensruf, ihre Todesstunde sei da, aus dem Schlaf aufstörten.

In Rouen, wo König Heinrich von England, der Ewig-Junge, seinen Sitz hatte, ward Peter Cauchon, der Bischof von Beauvais, mit der Führung des jetzt gegen Johanna anhängig zu machenden Prozesses beauftragt. Sie sollte und mußte sterben, das war der Grund, weshalb das sogenannte Gericht zusammenkam; die Untersuchung war nichts als die Jagd nach einem Rechtstitel. Acht Doktoren und Meister der freien Künste, zum Teil von der Universität zu Paris abgeordnet, wohnten den Verhandlungen bei. Am 9. Januar nahmen sie ihren Anfang. Als Ankläger fungierte Josef von Estivet, der von boshaft grausamer Gemütsart und den Engländern ganz ergeben war, als Vorsitzer und Inquisitor in Abwesenheit des Bischofs Johann Lafontaine, der als gemäßigt und wohlmeinend dargestellt wird. Als Gerichtsschreiber waren Wilhelm Manchon und Wilhelm Colles anwesend; als Gerichtsbote Johann Massieu, ein Mann, den man als redlich und barmherzig rühmt. Obgleich die Kirche sie zur Rechen-

schaft zog, blieb sie fortwährend in arger Folgewidrigkeit dem weltlichen Gericht zur Bewachung überlassen, und als man den Bischof hierauf mißbilligend aufmerksam machte, erklärte er, er müsse aus Rücksicht auf die Engländer so verfahren.

Nicolaus Bailly erhielt den Auftrag, sich in ihrer Heimat nach ihrem früheren Lebenswandel zu erkundigen. Als er nur Gutes erfuhr und dies dem Bischof sagte, schalt der ihn einen Verräter, der seine Pflicht nicht erfüllt habe; als Verleumder und Lügner hätte er wiederkehren sollen. Im Gericht war von den Erkundigungen nie die Rede. Zu noch viel verabscheuungswürdigeren Maßregeln entschloß man sich. Man veranlaßte einen schlechten Geistlichen, Namens Nicolaus L'Oiseleur, daß er zu Johanna ins Gefängnis ging, sich für einen kriegsgefangenen Landsmann ausgab und ihr erlogene Kunden vom König Karl und seinem Heer brachte. Johanna, erfreut und ohne Argwohn, wurde offen und mitteilend, während Nicolaus sie versteckt auszuforschen suchte. In einer Nebenkammer befanden sich der Bischof und der Graf von Warwick, nebst zwei Notarien. Die letzteren jedoch, zum Protokollieren aufgefordert, weigerten sich dessen, und einer von ihnen, Wilhelm Manchon, bemerkte ohne Scheu, es sei nicht schön, den Prozeß auf so unredliche Weise zu beginnen. Gelangte man nun durch das Behorchen auch nicht zu Aktenstücken, so erreichte man doch so viel, daß man die Verhöre im voraus konstruieren konnte. Jedesmal, wenn man Johanna vernehmen wollte, brachte man zwischen ihr und ihrem Judas eine Zusammenkunft zustande, ja, der elende Geistliche soll sogar ihre Beichte empfangen und verraten haben. Töricht würde es sein, wollte

man ein pseudogerichtliches Verfahren der Art, dessen Schändlichkeit gar nicht bezweifelt werden kann, einer juristischen oder kirchenhistorischen Betrachtung unterziehen. Sonst möchte es sich leicht herausstellen, daß Johanna, nachdem ihre Offenbarungen in Chinon und Poitiers von anerkannt würdigen und kompetenten Prälaten der katholischen Kirche untersucht und für wahrhafte Eingebungen des Heiligen Geistes erklärt worden waren, allganz nicht mehr peinlich angeklagt, sondern nur noch vor ein Konzilium gestellt werden durfte.

Ihre Verhöre waren Treibjagden. Ohne rechtlichen Beistand, rings umstellt von ergrimmten Feinden mit geladenen Mordgewehren, ward das edle, schöne Wesen durch ein Dickicht von verworrenen Fragen dahingetrieben. „Ihr schreibt alles auf" — seufzte sie einmal aus tiefster Brust —, „was gegen mich zeugt, aber Ihr wollt nichts aufschreiben, was für mich zeugt." Geradezu bewies sie einst einem Schreiber, daß er das direkte Gegenteil ihrer Aussage zu Papier gebracht habe. Nicht einem oder zweien, allen zugleich sollte sie antworten, denn alle zugleich durften sie inquirieren. Die Beisitzer selbst murrten über die schreiende Ungerechtigkeit, aber sie wurden von dem wütenden Bischof bei ihrem Leben zur Unterwürfigkeit aufgefordert. Keiner durfte vor Beendigung der Sache Rouen verlassen. Nikolaus von Houppeville, der dem Bischof von Beauvais mit Unerschrockenheit die Befugnis, über die Jungfrau zu richten, absprach, wurde, obgleich er nicht aus der Diözese von Rouen war, ins Gefängnis geworfen und mit Verbannung, ja mit dem schmachvollen Tode des Ersäufens bedroht. Niemand hatte seine Freiheit. Ich mag keine Mordgeschichte

schreiben und übergehe all die Dolchstiche und Keulenschläge, womit man über die Verlassene herfiel, mit Stillschweigen. Aber zuweilen antwortete Johanna auf einen solchen Schlag, wie der Kieselstein, durch einen leuchtenden Funken, der aus ihrer Seele hervorsprang. Diese Funken will ich sammeln.

Als sie äußerte, sie wisse das Vaterunser auswendig, verlangte der Bischof, sie solle es hersagen. Sie wollte nur dann willfahren, wenn der Bischof zuvor ihre Beichte höre; man hatte ihr nämlich gleich zu Anfang alle gottesdienstlichen Handlungen und Tröstungen untersagt und verweigert. Der Bischof lehnte dies ab und versuchte einen oder den anderen Ausweg. Aber sie blieb standhaft, sie wollte das Gebet des Herrn nur beten und es nicht zum Beweise ihres Gedächtnisses herz- und gedankenlos über die Lippen schicken. Als man ihr das Versprechen abforderte, ihr Gefängnis nicht ohne ausdrückliche Erlaubnis verlassen zu wollen, schlug sie dies mit Bestimmtheit ab und erwiderte fest: „Könnte ich entspringen, so dürfte mir niemand deshalb einen Treubruch vorwerfen.“ Als man ihr den Schwur zumutete, daß sie über alle Dinge, wegen deren man sie fragen werde, die Wahrheit kundtun wolle, schüttelte sie den Kopf und sagte: „Ihr könntet wohl nach manchem forschen, was ich Euch nicht mitteilen darf“; zuletzt leistete sie den Eid, über die Gegenstände, die den Glauben beträfen, unbedingt offenherzig zu sein. Die von der Herzogin von Bedford geleitete Untersuchung, ob sie wirklich eine Jungfrau sei, fiel zu ihren Gunsten aus, mithin ward über das Resultat in den Protokollen nichts bemerkt. Ausführlich über ihre Stimmen befragt, antwortete sie eine Zeitlang ruhig und gemessen, aber plötzlich, wie

von Begeisterung erfaßt, wandte sie sich an den Bischof und rief ihm zu: „Ihr sagt, Ihr seiet mein Richter. Gebet wohl acht, was Ihr tut! Denn in Wahrheit, ich bin von Gott gesandt, und Ihr begebt Euch in große Gefahr! Wenn die Stimmen" — fügte sie hinzu — „mir für jetzt die Antwort verboten hätten: was wüßtet Ihr dawider zu sagen?" Man sieht den edlen Geist, der sich auf einmal stark und groß erhebt, weil die Gemeinheit ihn zu tief daniederdrückt, und der, wie die Gemse, die sich am Abhang umkehrt, dem Verfolger die Schauder des Todes durch die Gebeine jagt. „Geht die Stimme, die Ihr vernehmt" — fragte man sie verfänglich — „unmittelbar von Gott aus, oder von einem seiner Engel?" „Ich sage Euch nicht" — erwiderte Johanna — „was ich davon weiß, denn viel lieber will ich Euch mißfällig werden als den Stimmen." „In der Nacht" — sagte sie ein andermal — „ist mir viel Gutes für den König verkündet worden. Möchte er es doch wissen! Dann würde er heut viel fröhlicher bei seinem Mittagsmahle sein!" Auf die Frage, ob die Stimmen ihr Befreiung aus der Haft verheißen hätten, versetzte sie: „Das würde ich Euch wohl anzeigen!" Auf den schweren Punkt, ob sie gewiß sei, in der Gnade Gottes zu stehen, erwiderte sie, nachdem sie die Antwort anfangs verweigert und sich dann besonnen hatte: „Bin ich nicht darin, so wolle Gott mich darin aufnehmen! Bin ich darin, so wolle er mich darin erhalten! Aber" — setzte sie etwas später hinzu — „wär ich in einem sündlichen Zustand, so würden die Stimmen wohl nicht weiter zu mir kommen." Ich halte diese Antwort für die erhabenste, die jemals aus einem menschlichen Munde hervorgegangen ist. Selbst der Bischof von Beauvais verstumm-

te, als er sie hörte; das Letzte Gericht mochte langsam durch seine Seele hindonnern. Ein berühmter Rechtslehrer, Johann Lohier, traf in Rouen ein und verwarf, zu einer Erklärung über den eingeleiteten Prozeß aufgefordert, denselben ganz und gar, teils wegen der formellen Unregelmäßigkeiten, wohin er namentlich rechnete, daß man den Gang der Klage nicht bestimmt und keine Klageartikel aufgesetzt habe, teils auch, weil man nach seiner Überzeugung gegen Johanna gar nicht einschreiten könne, ohne den König von Frankreich, um dessen Ehre es sich handle, zum Erscheinen in Person oder zur Sendung eines Stellvertreters gehörig einzuladen. Der Bischof war höchlich unzufrieden, und Lohier verließ in Eile Rouen, um Mißhandlungen zu entgehen; es ist jedoch für ihn selbst, wie für die Würdigung des Prozesses von großem Gewicht, daß er sich gleich im Moment so entschieden aussprach; andere, die in ihren Gedanken vielleicht mit ihm übereinstimmten, wagten dies nicht, sondern verbargen, was sie dachten.

Befragt, ob Schwert oder Fahne ihr lieber gewesen sei, versetzte Johanna: „Wohl vierzigmal lieber war die Fahne mir als das Schwert.“ Sie erklärte zugleich ausdrücklich, daß sie zu keiner Zeit im Krieg einen Menschen getötet habe; auf die Frage jedoch: „Befandet Ihr Euch nie an Orten, wo Engländer erschlagen wurden?“ erwiderte sie: „Bei Gott, an solchen Orten war ich und wohl auch Ihr. Ereifert Euch nicht darüber! Warum verließen sie Frankreich nicht und zogen heim in ihr Land?“ Einmal fragte man sie: „Was habt Ihr mit Eurer Mandragora (einer Zauberwurzel) angefangen?“ „Ich habe keine und hatte sie nie!“ gab sie zur Antwort. Ein anderes Mal (man sollte es kaum

glauben, aber ich muß es anführen, denn es charakterisiert das Verfahren) erkundigte man sich, ob der Erzengel Michael Haupthaare trage. „Warum sollte man sie ihm wohl abgeschnitten haben?“ versetzte die Jungfrau. Als man sie wegen ihrer Drohungen gegen England mit Ungestüm zur Rede setzte, ergriff sie in der Mitte ihrer Richter der prophetische Geist. „Ehe sieben Jahre vergehen“ — rief sie mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen aus — „werden die Engländer ein viel größeres Pfand hinterlassen, als sie vor Orleans taten, und werden all ihr Besitztum in Frankreich einbüßen. Sie werden einen Verlust erleiden, wie sie ihn in Frankreich noch niemals erlitten, und zwar durch einen großen Sieg, den Gott den Franzosen bescheren wird.“ Wer die französische Geschichte kennt, der weiß, daß ihr Blick in die Zukunft sie nicht täuschte. Wen aber bewegte es nicht, daß die Jungfrau solche Dinge ihren Feinden, die sie auf Leben und Tod angeklagt hatten, ins Gesicht zu verkündigen wagte? Es gehörte dazu ein Heldenmut, noch größer, als ihn der Kampf und die Schlacht erheischt. Über die Angelegenheiten und die Person des Königs verweigerte sie jede Auskunft. Befragt, ob ihre Parteigenossen Messen, Predigt oder sonst Gottesdienst für sie hielten, erwiderte sie: „Ich weiß davon nichts. Wenn sie es tun, so geschieht es ohne mein Gebot. Aber, wenn sie für mich beten, so denke ich, sie tun nicht übel daran.“ — „Glauben Eure Genossen fest, Ihr seiet von Gott gesendet?“ — „Ich weiß nicht, ob sie es glauben, aber ich hoffe es zu ihren Herzen.“ — „Meint Ihr, wenn sie Euch für eine Gottgesendete halten, hätten sie einen guten Glauben?“ — „Wenn sie glauben, daß mich Gott gesandt hat, so

irren sie darin nicht!" — „Glaubt Ihr eine Todsünde zu begehen, wenn Ihr Frauenkleider anzieht?" — „Ich tue besser daran, meinem höchsten Oberherrn, nämlich Gott, zu gehorchen und zu dienen!" — „Sagtet Ihr nicht, als Ihr vom Turm zu Beaurevoir herabsprangt, Ihr wolltet lieber sterben als in den Händen der Engländer sein?" — „Daß ich lieber meine Seele Gott zurückgeben als in die Hände meiner Feinde fallen wolle." — „Ergrimmtet Ihr nicht und lästertet Ihr nicht den Namen Gottes?" — „Ich habe nie einen Heiligen oder eine Heilige verwünscht und bin überhaupt ans Fluchen nicht gewöhnt!" Sehr lange hielt man sich in der Untersuchung bei dem Zeichen auf, durch welches ihr die Person des Königs bekannt geworden sei. Eine Frage kommt vor: „Empfinget Ihr niemals Briefe von Sankt Michael oder Euren Stimmen?" Als sie, befragt, ob ihre Stimmen sie nicht Tochter Gottes genannt hätten, mit Ja antwortete, fuhr man fort: „Wenn Ihr Gottes Tochter seid, warum möget Ihr denn so ungern aussprechen: Pater noster?" Entrüstet erwiderte sie: „Ich hab es immer gern gesprochen, und wenn ich mich dessen geweigert habe, so geschah es in der Meinung, daß der Bischof meine Beichte hören solle." Nun kam endlich auch einmal die Frage, ob sie sich dem Gericht willig unterwerfe. Sie versetzte: „Ich unterwerfe mich keinem andern als Gott und einer gewissenhaften Beichte." — „Seit Eure Stimmen Euch sagten, Ihr würdet endlich ins Reich des Paradieses gelangen, haltet Ihr Euch da des ewigen Heils gewiß und seid Ihr überzeugt, nicht in die Hölle zu kommen?" — „Ich glaube fest, was meine Stimmen mir verkündigt haben, nämlich, daß ich selig werde, und zwar so fest, als wäre

ich schon im Himmel.“ — „Meinet Ihr, daß Ihr seit dieser Offenbarung niemals mehr in eine Todsünde fallen könntet?“ — „Das weiß ich nicht, aber ich verlasse mich deshalb ganz auf den Herrn.“ — „Wenn Ihr Eure Seligkeit so gesichert glaubt, warum haltet Ihr das Beichten für nötig?“ — „Ich weiß nicht, ob ich zum Tode gesündigt habe. Doch, wäre ich auch in einer Todsünde befangen, so denke ich, die heilige Katharina und die heilige Margareta würden mir alsbald heraushelfen. Und was die Antwort auf den letzten Punkt betrifft, so meine ich, daß man sein Gewissen nie allzuviel reinigen kann.“ — „Ihr habt Paris am Festtage bestürmt, habt dem Bischof von Senlis sein Pferd genommen und Euch vom Turm zu Beaurevoir heruntergestürzt; sind das nicht Todsünden?“ — „Den Sturm habe ich nicht angeordnet, das Pferd hat Herr la Tremouille ohne mein Wissen geraubt, und ich habe für die Zurücklieferung gesorgt, der Sprung vom Turm war übel getan, aber er geschah nicht in selbstmörderischer Absicht.“ — „Habt Ihr Vergunst von Euren Stimmen, aus Eurem Gefängnis zu gehen, sobald es Euch gefällt?“ — „Ich habe oft darum gebeten, aber sie noch nicht erhalten.“ — „Würdet Ihr jetzt von hinnen gehen, wenn Ihr eine Gelegenheit dazu ersähet?“ — „Wenn ich die Tür offen sähe, würde ich davongehen. Denn eben daraus, und wenn meine Hüter und die Engländer sich mir nicht widersetzen könnten, würde ich die Erlaubnis des Herrn und seine nahende Hilfe vermerken. Aber ohne eine solche Vergunst würde ich nicht von hinnen gehen; es sei denn, daß ich einen Versuch zum Entkommen machte, um zu erproben, ob Gott damit zufrieden sei. Denn es heißt: Hilf dir selbst, so wird

Gott dir helfen! Und dies sage ich, damit, falls ich davonginge, man nicht sprechen könne, ich sei ohne Erlaubnis des Herrn gegangen." — Eine höchst merkwürdige Antwort! Befragt, ob sie lieber Frauenkleider anziehen und Messe hören oder Mannskleider anbehalten und nicht Messe hören wolle, versetzte sie: „Versprecht mir, daß ich Messe hören soll, wenn ich Frauenkleider trage, so will ich Euch antworten!" Es ward ihr versprochen. Nun sagte sie, sie habe dem König Karl geschworen, ihre Tracht nicht abzulegen, man möge ihr jedoch ein langes, bis auf die Erde reichendes Frauenkleid machen lassen, das wolle sie, wenn sie zur Messe ginge, überziehen, es im Gefängnis aber wieder von sich tun. Hierauf ließ man sich nicht ein. Der Umstand mit den Kleidern ist und bleibt auffallend. Der Grund, der ihn erklärlich machen könnte, ist so schauderhaft, daß ich nicht weiß, ob ich ihn aussprechen darf. Vielleicht lag dem Bischof daran, daß ihr Gewalt angetan werde. Auf diese Weise wäre das Fundament ihrer Glaubwürdigkeit erschüttert worden, und dem Mann, der sie trotz ihrer selbst von einigen Beisitzern des Gerichts unter Zittern und Zähneklappern anerkannten Unschuld verbrennen ließ, tut man wohl nicht zuviel, wenn man ihm den Wunsch zutraut, ihr in den Augen der Welt Schuld und Schande aufzubürden, sei es auch, wie es sei. — „Wenn der böse Feind sich in Gestalt und Anschein eines Engels hüllte, wie würdet Ihr erkennen, ob es ein guter oder böser Engel sei?" — „Ich würde wohl erkennen, ob es der heilige Michael sei oder ein Ding, das sich nur anstellte wie er." — Oft und dringend aufgefordert, sich der Kirche zu unterwerfen, erwiderte sie, wohl wissend, daß der Bischof un-

ter dem Ausdruck: Kirche nur sich selbst und seine Genossen verstehe: „Ich bin von Gottes wegen zum König von Frankreich gekommen, und von seiten Unserer Lieben Frauen und aller Heiligen des Paradieses, und von der sieghaften Kirche dort oben und auf ihren Befehl. Und jener Kirche dort unterwerfe ich alle meine guten Taten und alles, was ich geleistet habe und noch leisten soll. Darüber, ob ich mich der streitenden Kirche (bekanntlich unterscheidet die Theologie die Ecclesia militans von der Ecclesia triumphans, die siegreiche himmlische von der im Kampf begriffenen irdischen) unterwerfen muß, will ich für diesmal mich nicht weiter erklären." Als man nochmals in sie drang, Frauenkleider anzulegen, versetzte sie, sie werde es nicht tun; wenn man sie aber zum Richtplatz führen wolle, so bitte sie für diesen Gang im voraus um lange, anständige Frauengewande. Eine furchtbare Bestätigung meines oben ausgesprochenen Argwohns! — „Wisset Ihr nicht, ob die heilige Katharina und die heilige Margareta die Engländer hassen?" — „Sie lieben, was Gott liebt, und hassen, was er haßt!" — „Haßt Gott die Engländer?" — „Von Liebe oder Haß Gottes gegen die Engländer, und was er an ihren Seelen tun wolle, ist mir nichts bekannt. Aber ich weiß wohl, daß man sie alle aus Frankreich treiben wird, ausgenommen diejenigen, die tot darin liegenbleiben." — „War Gott für die Engländer, als es ihnen in Frankreich glücklich erging?" — „Ich weiß nicht, ob Gott die Franzosen haßte. Aber ich glaube, er ließ es zu, daß sie um ihrer Sünden willen gezüchtigt würden." — „Wer half dem andern mehr, Ihr der Fahne, oder die Fahne Euch?" — „Ob die Fahne siegte, oder ich: es kam beides von Gott!" —

„Ist es Euch nicht offenbart worden, daß, wenn Ihr Eure Jungfräulichkeit verlöret, Ihr Euer Glück verlieren würdet und die Stimmen Euch nicht mehr nahen könnten?“ — „Das ist mir nicht offenbart worden!“ — „Haltet Ihr Euch verpflichtet, vor dem Papst, als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, alles zu bekennen, was man Euch in betreff des Glaubens und Eures Gewissens fragen möchte?“ — „Ich begehre, vor ihn geführt zu werden, und vor ihm will ich dann alles beantworten, was ich beantworten soll!“ — Dies hieß, förmlich an den apostolischen Stuhl appellieren, doch Peter Cauchon kehrte sich nicht daran. — „Warum trug man Eure Fahne vor den übrigen Fahnen bei der Krönung im Dom zu Reims?“ — „Sie war mit in der Gefahr gewesen; es ist wohl billig, daß sie auch mit beim Feste war.“ Isambard, ein Bruder des Predigerordens, riet der Jungfrau wohlmeinend im offenen Gericht, sie möge sich auf das Basler Konzilium berufen. Als sie auf ihre Frage, wie es mit einem solchen Konzilium bestellt sei, vernahm, daß sich dort ebensowohl französischgesinnte Geistliche befänden als englischgesinnte, rief sie freudig aus, sie wolle sich diesem Gericht gern unterwerfen. Aber der Bischof ergrimmte heftig gegen Isambard und legte ihm unter Drohungen Stillschweigen auf, während er den Notarien zugleich verbot, Johannas Berufung auf das Konzilium zu Protokoll zu nehmen. Dennoch ging, dem Bischof zum Trotz, in der Versammlung diesmal der Beschluß durch, daß Isambard und der Vize-Inquisitor Johann la Fontaine sich noch denselben Nachmittag zu Johanna ins Gefängnis begeben sollten, um sie zu beraten. Allein, als beide Männer sich auf den Weg machten, verwei-

gerten ihnen die Engländer, der Graf von Warwick an der Spitze, den Zutritt, und von diesem Tage an durfte, den Bischof selbst ausgenommen, niemand mehr den Kerker betreten. Von Johannas ausdrücklicher Appellation an Papst und Konzilium wurde allganz keine Notiz genommen.

Nun endlich ging man an die Formierung ordentlicher Klageartikel. Man konnte der Jungfrau nur dann an Leib und Leben kommen, wenn es gelang, sie als Hexe und Kirchen-Abtrünnige hinzustellen, und dies hielt schwer. Nach dem Glauben der Zeit hatte der Teufel über ein rein-jungfräuliches Wesen keine Gewalt, und Johannas Jungfräulichkeit war gerichtlich erwiesen. Durch Zaubermittel konnten, der allgemeinen Annahme gemäß, allerdings einzelne an Gut und Gesundheit geschädigt werden; daß aber dadurch sich Armeen schlagen, feste Städte erobern und ganze Völker in die Flucht jagen ließen, war im Ernst wohl niemals geglaubt worden. Aus beiden Gründen, vornehmlich aus dem zuerst angeführten, mußte also die Anklage auf Zauberei wegfallen. Die Anklage auf Ketzerei war dagegen eher durchzusetzen. Man mochte es für leicht halten, ein Mädchen, das nur von Gott und Christus wußte, durch verfängliche Fragen zu ketzerischen Antworten, d. h. zu solchen, die nur mit Vernunft und Natur, aber nicht mit jedem Konzilien- und Synodal-Beschluß übereinstimmten, zu verlocken und so durch den Prozeß selbst die Ketzerin fertig zu machen. Freilich hätte nur das, was vor Johannas Gefangennehmung sich ereignet hatte, den Gegenstand der Untersuchung abgeben sollen; da dies jedoch nicht ausreichte, so suchte man durch Verhöre die Sünden, die sich nicht ermitteln ließen, zu erzeugen. Aber das

Gemüt der Jungfrau ahnte die Gefahr stets, wenn sie sich von weitem nahte, und ihr heller, unerschrokkener Geist zeigte ihr immer zur rechten Zeit einen Ausweg. Wenn man bedenkt, wie oft sich die Unschuld durch ihre Verteidigung selbst in die anscheinende Schuld hineingeredet hat, so wird man dies nicht gering anschlagen und sich freuen, daß es Johannas Richtern nicht glückte, auch nur den Schein des Rechts für ihr unerhörtes Verfahren zu usurpieren.

Lassen wir jetzt die Klageartikel, die von den aus Paris berufenen Doktoren aus den Akten zusammengestellt wurden, auszugsweise folgen! Sie lauten also: 1. Ein Frauenzimmer rühme sich, Erscheinungen von Engeln und Heiligen gehabt zu haben und der Umarmung von letzteren gewürdigt zu sein. In angeblichem Auftrag dieser Himmelsboten sei sie, ohne Wissen und Willen ihrer Eltern, als siebzehnjähriges Mädchen in Gemeinschaft mit einer Menge von Soldaten zu einem weltlichen Fürsten gegangen und habe ihm verkündigt, daß er durch ihren Beistand sein verlornes zeitliches Besitztum wiedergewinnen werde. 2. Sie habe dem besagten weltlichen Fürsten (es war die Art der geistlichen Inquisition, alle Namen und andre nähere Bezeichnungen auszulassen und nur die rein abgezogenen Individualitäten und Fakta hinzustellen) zu ihrer Beglaubigung ein wunderbares Zeichen erteilt. 3. Sie glaube an ihre Visionen so fest wie an die Offenbarung unseres ewigen Heils. 4. Dennoch könne es mit ihren Erscheinungen unmöglich richtig bestellt sein, denn dieselben hätten ihr die Befreiung aus ihrem Gefängnis verheißen, und doch würde ihr diese nimmermehr zuteil werden. Hierbei ist zu be-

merken, daß Johanna sich ihre Rettung allerdings prophezeite, aber wohl weniger auf die Eingebung ihrer Stimmen, die sie mißverstehen mochte, als aus dem Bewußtsein ihrer Unschuld und aus der Überzeugung, daß der Himmel sie unmöglich so schmählich untergehen lassen könne. „Die heilige Katharina" — äußerte sie sich in ihrem elften Verhör — „hat mir gesagt, ich würde Beistand erhalten; ich weiß nicht, ob darunter zu verstehen ist, daß ich aus dem Gefängnis befreit werden soll, oder ob sich beim Urteilsspruch ein Getümmel erheben wird, das zu meiner Befreiung dient; ich denke, es ist eines oder das andere. Und dann sagen meine Stimmen: Nimm alles geduldig hin, gräme dich nicht um dein Martyrtum, du wirst doch zuletzt ins Himmelreich kommen. Und das sagen mir meine Stimmen ganz einfach, für bestimmt, das heißt, ohne Gefährde. Ich verstehe unter Martyrtum den Kummer und das Elend, das ich hier im Gefängnis erdulden muß, und weiß nicht, ob mir noch größeres Leiden bevorsteht; ich verlasse mich deshalb auf den Herrn!" 5. Dies Frauenzimmer trage fortwährend männliche Tracht, auch jetzt noch im Kerker, und leiste lieber auf Messe und Abendmahl Verzicht, als auf die ihr nicht ziemende Kleidung des andern Geschlechts. 6. Sie habe Briefe schreiben lassen, über welche sie die Worte Jesus Maria stellen ließ, und worin sie allen, die ihren Befehlen nicht gehorchten, mit dem Tode drohte. Sie selbst werde man an den von ihr geführten Streichen erkennen, denn sie habe das beste Recht vom Herrn des Himmels. 7. Sie sei ihrem Vater, der ihr ausdrücklich verboten habe, mit den Kriegsleuten zu ziehen, ungehorsam gewesen; von seiner so bald nach ihrer Entfernung erlangten Ver-

zeihung ward nichts erwähnt. 8. Sie sei vom Turm zu Beaurevoir heruntergesprungen, „um sich zu töten!" wurde geflissentlich hinzugefügt, da doch Johanna mit klaren Worten das Gegenteil ausgesprochen hatte. 9. Sie halte sich ihrer Seligkeit, ihres ewigen Heils gewiß, als ob sie dem gemeinen Los der Sterblichkeit, der Sünde, nicht mehr unterworfen sei. 10. Sie rede von dem höheren Schutz, worunter jener weltliche Fürst stehe, auf eine Weise, die eine fast abgöttische Verehrung desselben voraussetze. 11. Was sie über ihren Umgang mit den Heiligen aussage, sei offenbar Hexen- und Teufelsspiel, gehe vom Aberglauben aus und führe zu Schande und Frevel. 12. Sie sei der Kirche ungehorsam, denn sie wolle sich nur Gott, aber nicht dem geistlichen Gericht unterwerfen.
Man sieht, die Artikel sind aus Lügen und Verdrehungen zusammengesetzt; kein Wunder wäre es gewesen, wenn sie für ein unbedingtes Verdammungsurteil ausgereicht hätten. Doch dies war nicht einmal unbestritten der Fall. Zwar sprachen viele Bischöfe und andere Geistliche, denen man sie, ohne sie Johanna zuvor mitgeteilt zu haben, kommunizierte, sich dahin aus, daß die Erscheinungen und Offenbarungen der Jungfrau entweder rein erdichtet oder doch vom bösen Geist ausgegangen seien, sowie, daß ihren Behauptungen falsche Lehrsätze und gotteslästerliche Dinge zum Grunde lägen. Mancher jedoch enthielt sich der Entscheidung und deutete darauf hin, daß auch das Unbegreifliche und in der Geschichte Beispiellose von Gott kommen könne. Einige meinten, man müsse nicht bloß die zwölf Artikel, deren Unbestimmtheiten und Widersprüche ihnen auffallen mochten, sondern sämtliche Akten den Richtern vorlegen.

Raoul Saulvaige bestand darauf, daß die Jungfrau ermahnt werde, ihren Visionen nicht zuviel zu trauen, daß man den Prozeß selbst aber dem Papst zum Spruch anheimstellen müsse. Der ehrwürdige Bischof von Avranches bezeigte seine unverhohlene Unzufriedenheit mit den Verhandlungen, man hütete sich jedoch weislich, seine Erklärung den Akten einzuverleiben. Jedenfalls konnte Johanna, nachdem sie zu Poitiers von Geistlichen, über deren Kompetenz sie nicht zu urteilen hatte, geprüft worden war, nach kirchlichem Recht nur verwarnt werden, den Offenbarungen und Erscheinungen nicht fernerhin Gehör zu geben und ihnen Folge zu leisten; sie zu strafen lag nicht Grund noch Befugnis vor. Nach dem Lehrbegriff der christkatholischen Kirche war die unmittelbare Wunderwirkung der Gottheit durch den Menschen allerdings möglich und glaublich. Es handelte sich in singulären Fällen nur um die begleitenden Bestätigungszeichen, und es liegt doch wohl im Charakter des Wunders, daß es durchaus in immer neuer Gestalt erscheinen muß.

Am Einziehen von Gutachten ließ man es übrigens nicht fehlen, um so weniger, als der Bischof sich an keines, das seinen Wünschen widersprach, zu kehren gedachte und als bei der oben von uns beleuchteten Beschaffenheit der Artikel für Johanna nicht viel Günstiges zu erwarten stand. Vor allem wandte man sich an das Kapitel von Rouen und an die Pariser Universität. Das Kapitel wollte nicht eher sprechen, als bis die Universität gesprochen hätte; die Universität hätte sich vielleicht ebensogern auf das Kapitel gestützt, denn daß es sich um Ehre und Gewissen handelte, sahen die Herren ein, und bei solchen Gelegenhei-

ten schiebt einer gern den andern vor, vermeinend, der erste Sünder sei immer der größte.
Plötzlich ward Johanna krank, und zwar sehr gefährlich. Ihre nächsten Verwandten, ihr Vater und ihre Mutter hätten an diesem Unfall nicht inniger teilnehmen können, als der Bischof Peter Cauchon und der Graf von Warwick. Die beiden berühmtesten Ärzte wurden augenblicklich zu ihr gesandt, die Angst und Besorgnis ward unter den Engländern allgemein. Nicht um alles in der Welt wollte man, daß die Jungfrau sterben solle, denn — dann hätte man sie nicht verbrennen können! Die Ärzte fanden sie in heftigem Fieber und fanden einen Aderlaß nötig. Aber hierzu wollte Warwick keineswegs seine Einwilligung geben. „Sie steckt voller List" — sagte er — „und könnte sich leicht ums Leben bringen." Als der Promotor d'Estivet sie auf dem Krankenbett beleidigte und ärgerte, verbot Warwick ihm ernstlich, dies zu wiederholen. Die Krankheit war hartnäckig, sie selbst mag an ihre nahe Auflösung geglaubt haben. Flehentlich bat sie, alle weltlichen Dinge und alles, was ihren Prozeß betraf, von sich abwehrend, um die Sakramente und um die Versicherung, daß sie auf geweihtem Grund und Boden begraben werden solle. Man zeigte sich auch nicht ganz abgeneigt, ihr zu willfahren, man schlug ihr jedoch einen förmlichen Tausch vor; sie sollte sich unbedingt der Kirche ergeben, dann wolle man tun, was möglich sei. Als sie sich hierauf nicht einließ, drohte man ihr, sie völlig wie eine Heidin im Sterben und nach ihrem Tode zu behandeln.
Universität und Domkapitel hielten ihr Urteil noch immer zurück und ließen einige Zweifel hinsichtlich der Echtheit und Gründlichkeit der zwölf Artikel blik-

ken. Deshalb entschloß sich der Bischof, nachdem Johanna einigermaßen wiederhergestellt war, mit ihr nochmals ein Verhör anzustellen, und zwar in Gegenwart unterschiedlicher Mitglieder des Kapitels. Die Fragen ließen sich leicht so einrichten, daß die Antworten mißfallen mußten; es war nicht unwahrscheinlich, daß man der noch von der Krankheit her reizbaren Unglücklichen ein paar heftige, wohl gar widerspenstige Äußerungen entlocken könne, und wenn sie Widerwillen einflößte, so war schon viel gewonnen. Am 2. Mai fand die Verhandlung statt. Aus vierundsechzig Beisitzern bestand das diesmal sehr vollzählige Gericht. Der Bischof verlas im Eingang eine Masse der bis dahin eingelaufenen Gutachten. Dann sprach er über die bisherige Unmöglichkeit, die Beklagte zur Unterwerfung unter die Kirche zu veranlassen. „Vielleicht" — fügte er gleisnerisch hinzu — „gelingt einem so glänzenden Verein frommer und gelehrter Männer, was uns mißglückte."

An die Stelle des aus Rouen entflohenen Johann La Fontaine war Johann von Castillon, Doct. theolog., zum Vizeinquisitor ernannt worden. Dieser hielt der Jungfrau in einer weitläuftigen Rede alle ihre angeblichen Sünden vor, er wiederholte ihr die ihr schon oft bis zur gänzlichen Verwirrung ihrer Begriffe mitgeteilten Definitionen von der streitenden und der triumphierenden Kirche, er versicherte, daß jene ebensowohl wie diese in ihren Urteilen unfehlbar sei und daß also, wer sich ihr zu widersetzen wage, dadurch allein schon Ketzer und Schismatiker werde. Nun wurde ihr die Frage vorgelegt, ob sie Buße tun und sich bessern wolle. Johanna zeigte auf ein Dokument, das der Bischof in der Hand hielt, und worin vermut-

lich die zwölf Artikel standen, und sprach: „Legt Euer Buch fort, dann will ich Euch antworten. Ich verlasse mich in allem auf Gott, meinen Schöpfer, und habe ihn vom Herzen lieb.“ „Ich glaube zwar“ — sagte sie weiter —, „daß die streitende Kirche weder irren noch fehlen kann. Doch was meine Taten und Worte betrifft, so übertrage und beziehe ich sie gänzlich auf Gott, der mich tun hieß, was ich getan habe.“ Man befragte sie, ob sie denn auf Erden gar keinen Richter über sich erkenne. Sie wiederholte nur, was sie schon gesagt hatte, ohne des Papstes zu gedenken. Offenbar ein unglücklicher Zufall, da ihre Berufung auf den Apostolischen Stuhl in einer so ausgezeichneten Versammlung vielleicht nicht ohne Erfolg geblieben wäre. Doch sie war mißtrauisch, sie hatte erfahren, daß man jedes Wort, das aus ihrem Munde ging, zu einer Waffe gegen sie umzuschmieden suchte, und faßte sich deshalb so kurz wie möglich. Man richtete hierauf die ausdrückliche Frage an sie, ob sie sich dem Heiligen Vater unterwerfen wolle. „Führt mich hin“ — versetzte sie —, „ihm will ich antworten.“ Noch einmal aufgefordert, die männliche Kleidung abzulegen, rief sie erglühend aus: „Daraus wird nichts!“ Über das Zeichen, wodurch sie sich bei dem König wegen ihrer göttlichen Sendung beglaubigt hatte, war sie schon oft befragt worden, ohne daß man über diesen Punkt ins klare gekommen wäre; man fragte sie jetzt, ob sie sich hinsichtlich desselben auf ehrenhafte Personen von ihrer Partei, etwa auf den Erzbischof von Reims, la Tremouille und la Hire berufen könne. „Gebt mir einen Boten“ — erwiderte sie —, „und ich will ihnen über den ganzen Prozeß schreiben lassen.“ „Wollt Ihr“ — befragte man sie jetzt spitzbübisch-schlau — „drei

oder vier Geistlichen von der Königlichen Seite, wenn wir sie unter sichrem Geleit herbeirufen, Eure Angelegenheit anvertrauen?“ „Ruft sie“ — war ihre Antwort —, „dann werd ich Euch meinen Entschluß kundtun!“ „Wollt Ihr Euch“ — ging man weiter — „der Kirche zu Poitiers unterwerfen, die Euch bei Eurem ersten Auftreten befragt hat?“ „Denkt Ihr mich“ — versetzte sie — „auf diese Weise zu fangen und in Eure Gewalt zu ziehen?“ Wohl ihr, daß sie ablehnend antwortete! Denn hätte sie die Autorität des Kirchensprengels zu Poitiers, als eines einzelnen Teils der Kirche, anerkannt, so hätte sie die Autorität des Kirchensprengels zu Rouen nicht länger anfechten dürfen. „Die Kirche“ — sagte man nun — „wird Euch verstoßen, und das weltliche Gericht wird Euch zum Flammentode verurteilen!“ „Ihr werdet“ — erwiderte sie ruhig — „nicht ausführen, was Ihr mir droht, ohne daß es Euch an Seele und Leib gar übel bekommen wird!“ Hierauf versank sie in Schweigen.

Dies Verhör hatte die augenblickliche Folge, daß das Domkapitel zu Rouen sich im Sinne der zwölf Artikel über die Jungfrau aussprach und sie für eine Ketzerin erklärte. Jetzt ging der Bischof kühner und gerader zu Werke. Bei der nächsten Sitzung bedrohte er sie mit der Tortur und zeigte ihr an, daß die Folterknechte mit ihren Schreckensinstrumenten bereitstünden. Uneingeschüchtert und ernst versetzte sie: „Wenn etwa der Schmerz mir unwahre Geständnisse abpressen sollte, so erkläre ich sie im voraus für nichtig!“ „Der Engel Gabriel“ — fuhr sie in ihrer Rede fort — „ist mir jüngst erschienen und hat mich gestärkt. Stets ist Gott der Meister meines Handelns gewesen, und nie

hat der Teufel über mein Tun eine Gewalt geübt. Und laßt Ihr mir Glied für Glied vom Leib abreißen, so kann ich Euch nichts anderes sagen."

Johann von Castillon war ein Ehrenmann. Der Hauch der Wahrheit wehte ihn an aus Johannas Worten, und sein Herz wurde umgewandelt. Man stellte an sie eine hinterlistige und ungehörige Frage; er erhob sich und bemerkte, darauf brauche sie nicht zu antworten. Zornglühend brach der verletzte Bischof in heftige Äußerungen aus und legte ihm Stillschweigen auf. Johann von Castillon bemerkte, ein Prozeß, wie er hier geführt werde, sei keiner, und verließ den Sitzungssaal, um nie wieder dahin zurückzukehren. Die Richter, die alles wagten, wagten dennoch nicht, die Tortur wirklich gegen die Jungfrau in Anwendung zu bringen. Vielleicht hielt sie nichts davon ab als die Furcht, daß sie den Qualen erliegen und so dem Feuertode entgehen möge.

Endlich traf auch das lange mit Sehnsucht erwartete Gutachten der Pariser Universität ein. Dieses gelehrte Kollegium genoß die höchste Achtung; hatten die Engländer es für sich, so durften sie zum Äußersten schreiten, ohne weiteren Anstand zu nehmen. Die Universität war auch zu keiner Zeit günstig für Johanna gestimmt. Aber, auf so unzulängliche, abgerissene Aktenmitteilungen hin ein Urteil, woran vielleicht Leben oder Tod sich knüpfte, abzugeben, dazu entschloß man sich nicht leicht, dazu entschloß man sich erst dann, als man mit einigem Grund von Zwang, ab seiten des Herzogs von Bedford mittelbar ausgeübt, reden konnte. Nun ging man denn aber auch so weit, als sich irgend gehen ließ. Man suchte sich nicht bloß, wie man hätte tun können, geschickt aus dem ver-

drießlichen Handel zu ziehen, man affektierte die vollste Überzeugung und drückte jedem der zwölf Artikel mit kecker Hand ein rotes Siegel bei. Das Kollegium berühmte sich in einem Brief an den König von England, es habe seinen Spruch nur nach reiflichster Überlegung gefällt, auch erließ es an den Bischof von Beauvais ein Belobungsschreiben. Die nach Rouen gesandte Erklärung desselben lautete folgendermaßen:

Zum ersten Artikel.

Die von dem in Frage stehenden Frauenzimmer vorgegebenen Erscheinungen und Offenbarungen sind ersonnen, lügenhaft, aufs Verführen angerichtet und verderblich, oder sie gehen aus abergläubischem Verkehr mit den boshaften und teuflischen Geistern Belial, Satan und Beelzebub hervor.

Zum zweiten Artikel.

Dieser Artikel (der über das Zeichen, welches Johanna dem Könige gab, handelte) scheint nicht wahrhaft, sondern vielmehr eine verführende und anmaßende Lüge, verderblich, mit Absicht erdacht, das Ansehen der Engel herabwürdigend.

Zum dritten Artikel.

Die angegebenen Zeichen sind nicht hinlänglich. Dies Frauenzimmer vertraut ihnen allzu leichtsinnig und beteuert auf verwegne Weise. Außerdem ergibt sich durch die von ihr angestellte Vergleichung, daß sie nicht rechtgläubig ist.

Zum vierten Artikel.

Das ist weissagerischer Aberglaube und anmaßendes Gerede voll eitler Prahlsucht.

Zum fünften Artikel.

Sie lästert und verachtet Gott in seinen Sakramenten, verkehrt das göttliche Gesetz und die heilige Lehre der kirchlichen Ordnungen, denkt arg und irrgläubig, ist voll Hochmuts, auch der Abgötterei verdächtig zu achten, scheint sich und ihre Kleider in Nachahmung heidnischer Gewohnheiten dem Teufel geopfert zu haben.

Zum sechsten Artikel.

Es ist ein verderbliches Frauenzimmer, trügerisch, grausam, dürstend nach Menschenblut, aufrührerisch, Anhängerin der Tyrannei und Gott lästernd in den Befehlen, welche sie erläßt, und in den Offenbarungen, die sie sich zuschreibt.

Zum siebenten Artikel.

Sie ist unfromm gegen Vater und Mutter, Übertreterin des vierten Gebots, ärgerlich, gotteslästerlich, irrgläubig und hat ein anmaßlich-verwegenes Versprechen geleistet.

Zum achten Artikel.

Der Sprung vom Turm setzt eine an Verzweiflung grenzende Zaghaftigkeit voraus. Man muß ihn als einen Totschlag wider sich selbst betrachten. Die Beteurung, dieser Fehltritt sei ihr verziehen, ist verwegen und beweist, daß sie arg denkt über die freie Selbstbestimmung des Menschen.

Zum neunten Artikel.

Dies ist eine verwegene und anmaßliche Versicherung, ein verderbliches Lügen, überdem im Widerspruch mit dem Inhalt des vorhergehenden Artikels.

Zum zehnten Artikel.

Dies ist eine verwegene Wahrsagerei, ein Aberglaube, eine Lästerung wider die heilige Katharina und die heilige Margareta, eine Sünde wider die Nächstenliebe.

Zum elften Artikel.

Angenommen, es seien diesem Frauenzimmer die Offenbarungen und Erscheinungen, deren sie sich rühmt, wirklich zuteil geworden, so steht sie als Abgötterin und Beschwörerin von Dämonen da.

Zum zwölften Artikel.

Sie ist eine Schismatikerin, denkt arg über die Einheit und das Ansehen der Kirche, ist abtrünnig und irrgläubig.

Entscheidung:

Wenn das Frauenzimmer, nach vorhergegangener öffentlicher Ermahnung und Aufforderung, sich weigert, zur Einheit der Kirche zurückzukehren und derselben angemessene Genugtuung zu geben, so ist das geistliche Gericht ermächtigt, sie dem weltlichen Arm zu überliefern, damit sie eine ihren Verbrechen angemessene Strafe empfange.

Dies Gutachten stehe hier, weil es die Fackel war, wodurch der Bischof später den Holzstoß in Brand steckte! Wenn wir die Verwirrung der Zeit auch in Anschlag bringen, wenn wir den natürlichen Haß der Stadt Paris und ihrer Einwohner, zu denen ja auch die Professoren und Doktoren der Universität gehörten, gelten lassen, wenn wir den letzteren nicht einmal das anrechnen wollen, daß sie nicht auf Mittei-

lung der Akten bestanden: einen schweren Vorwurf kann man ihnen selbst dann nicht ersparen, den Vorwurf, daß sie die ihnen vorgelegten zwölf Artikel durch sophistische Interpretationen und willkürliche Annahme des Schlimmsten noch zu verstärken suchten, um für ihr Bluturteil noch mehr Gründe zu erhalten, als ihnen der Prozeß schon an die Hand gegeben hatte, und dies gereicht ihnen zur ewigen, unauslöschlichen Schande.

Nun beschied man Johanna vor das richterliche Tribunal, um ihr endlich die zwölf Artikel vorzulesen. Man hatte beschlossen, gleich hernach, wenn sie sich nicht unterwerfe, zum Urteil zu schreiten, man fand jedoch nicht für gut, sie über die Bedeutung des Moments aufzuklären oder ihr auch nur Erläuterungen und Gegenbemerkungen zu gestatten. Polternd und scheltend las der Domkapitular Peter Morice die Artikel, ohne sich nur ein einziges Mal zu unterbrechen oder unterbrechen zu lassen, ab. Alles ging aus der Melodie: „Ihr habt gesagt, Ihr habt behauptet, Ihr meint usw." Keiner kehrte sich an ihre vorwurfsvollen Blicke, an ihr Kopfschütteln, an ihre einzelnen Ausrufe und verwundernden Laute. Die Herren insgesamt hatten während der Verhandlungen oft genug zum Erröten Gelegenheit gehabt, um endlich darüber hinaus zu sein. Bei jedem Artikel wurde die Beistimmung der Universität eingeschoben, ein Beweis, daß man auf dieselbe das höchste Gewicht legte. Zum Schluß wurde sie befragt, ob sie sich jetzt und zwar in dem vom Gericht aufgestellten Sinne der Kirche, das heißt, um es noch einmal zu sagen, dem in Rouen durch ihre Todfeinde repräsentierten Teil der Kirche, unterwerfen wolle. Johanna blieb beharrlich, sie be-

zog sich einfach und gemessen auf ihre wirklichen Aussagen und fügte hinzu: „Und wäre ich auch schon verurteilt, und sähe ich das Feuer bereit, den Scheiterhaufen geschichtet und den Henker fertig, mich hineinzustoßen, doch würde ich im Tode noch reden, wie ich in den Verhören geredet habe." Auf die Frage: „Habt Ihr noch etwas Weiteres zu sagen?" blieb sie stumm, dann entließ man sie mit der Aufforderung, morgen wieder zu erscheinen, um ihr Urteil zu vernehmen.
Nun wurde schnell der Spruch gefällt. Man nahm den alten bekannten Weg durch die Herde, die zu behüten sei, hindurch, um zum Holzstoß zu kommen; Lämmer, die sich verirren, darf man ja nicht laufen lassen, sondern muß sie verbrennen. Man zählte alle Sünden auf, die Johanna nicht begangen hatte, man verwikkelte sich selbst jetzt in den Prämissen des Urteils noch in Widersprüche; dann stieß man sie als ein angestecktes Glied von der Kirche aus und übergab sie der weltlichen Gerechtigkeit, fügte jedoch den heuchlerischen Wunsch hinzu, daß diese nicht zu streng mit ihr verfahren, sie nicht töten, noch ihre Glieder verstümmeln möge, etwa so wie man einem, den man dem Löwen vorwirft, in Hohn und Spott wünschen könnte, er möge nicht gefressen werden. Übrigens faßte man für den Fall, daß sie sich etwa noch unterwürfe, gleich im voraus noch ein anderes Urteil ab, worin man lebenslängliche Buße im Gefängnis über sie verhing. Es lag dem Bischof und den übrigen Beisitzern des Gerichts sehr daran, sie wankelmütig zu machen, denn sie wußten wohl, daß das Geständnis des Verurteilten, und sei es noch so bedingt, ein Verfahren in den Augen des Volks mehr wie alles übrige sanktioniert. Von verschiedenen Seiten ward ihr des-

halb in ihrem Gefängnis zugesetzt, namentlich von Johann von Castillon, der es wohl mit ihr meinte und nur noch in der Unterwerfung Rettung für sie sah, und von Peter Morice.

Am Morgen des 24. Mai ward die Jungfrau Johanna auf den Kirchhof von Saint Ouen geführt. Zwei Gerüste waren errichtet; auf dem einen befand sich der Bischof und der Kardinal von Winchester, auf das andere stieg Meister Wilhelm Erard, bestimmt, eine Predigt zu halten, d. h. mit dem Wind seiner Lungen das Feuer anzublasen. Zu seinen Füßen, ihm gegenüber, von Gerichtsdienern geleitet, ward Johanna gestellt. Viele Ritter und Geistliche, eine große Menge Volks, darunter auch ein Landsmann Johannas, waren gegenwärtig. In der Ferne hielt mit einem vierspännigen Wagen der Nachrichter, bereit, das Schlachtopfer in Empfang zu nehmen und nach dem auf dem alten Markt errichteten Scheiterhaufen zu führen.

Der Prediger begann. Zum Text hatte er den Bibelvers gewählt: „Die Rebe kann keine Frucht bringen von ihr selber, sie bleibe denn am Weinstock." Die Auslegung war so, daß Peter Cauchon damit zufrieden sein konnte. Johanna verhielt sich still bei all den Schmähungen und Lästerungen, die der Eiferer gegen sie vorbrachte. Als er aber anhub, gegen ihren König Beleidigungen auszustoßen, als er ihr zurief: „Dein König ist ein Ketzer und Schismatiker, weil er sich mit dir eingelassen und dir vertraut hat!" da unterbrach sie ihn heftig: „Sprecht von mir, was Euch gefällt! Aber schweigt vom König! Er ist ein guter Christ. Lasset ihn in Ehren, Herr! Denn ich darf es Euch wohl sagen und es Euch zuschwören und mein Leben dabei zum Pfande setzen: er ist der edelste aller

Christen und liebt über alles die Kirche und den Glauben." Das war Treue bis zum Tode, unwandelbares Festhalten an der Idee, die sie sich von dem Ersten ihres Volks gemacht hatte, himmelschönes Aufleuchten des Herrlichsten in ihrer Natur. Ungerührt und unergriffen befahl der Bischof ihr, zu schweigen. Sie tat's, und die Predigt ward glücklich zu Ende gebracht.

Hierauf übergab Meister Erard dem Johann Massieu ein Papier mit der Aufforderung, der Beklagten den Inhalt vorzulesen. Zu Johanna selbst sagte er: „Du wirst deine Irrtümer abschwören und dies Blatt unterzeichnen." Johann Massieu tat, was ihm befohlen wurde, und überzeugte sich dabei, daß das Blatt nicht über sechs bis acht Zeilen enthielt. Johanna rief laut aus: „Ich berufe mich auf die allgemeine Kirche, die entscheide, ob ich abschwören soll oder nicht!" „Du schwörst gleich ab" — entgegnete Erard —, „oder du brennst gleich." Noch einmal gab sie die feierliche Versicherung, daß sie nichts ohne Gottes Gebot getan habe. „Wo man mich aber" — setzte sie hinzu — „in Wort oder Tat schuldig finden mag, erkläre ich, daß nichts davon meinem König oder irgendeinem anderen Menschen als mir selbst zur Last fallen kann. Was ich tat, habe ich ganz aus mir selbst getan." Unumwunden sagte sie zuletzt: „Ich unterwerfe mich Gott und dem Papst." „Der ist zu entfernt" — erwiderten schamlos die bösen Richter — „und man kann ihn deinethalben nicht aufsuchen." Dreimal noch forderte man sie jetzt auf. Sie verharrte in rührendem Stillschweigen. Nun begann der Bischof in eigener Person die Verdammungsakte abzulesen. Sie begann, im geraden Gegensatze zu der noch eben öffentlich kund-

gewordenen Wahrheit, mit den Worten: „Da du ausdrücklich mit verstockter Seele zu wiederholten Malen verweigert hast, dich unserm Herrn, dem Papst, und dem heiligen allgemeinen Konzilium zu unterwerfen, so usw.“ Man begreift die Frechheit nicht, man begreift nicht, daß sich kein Widerspruch dagegen erhob. Aber freilich, man muß sich die blanken Schwerter der Engländer als Hintergrund hinzudenken.

Abermals drang man in Johanna, sie möge abschwören. Noch einmal erhob sich ihr Geist. „Alles“ — rief sie aus —, „was ich getan habe, ist recht getan, an allem, was ich tue, tu ich gut.“ Meister Erard, Sprache und Wesen ändernd, sprach: „Mägdlein, wie jammert uns dein! Wenn du nicht widerrufst, so müssen wir dich dem weltlichen Gericht überantworten.“ Auch Johann Massieu sagte: „Ach, Johanna, willst du dich denn selbst zum Tode bringen?“ Die Worte dieses Mannes wirkten auf sie am meisten, denn ihn hatte sie immer redlich und menschlich befunden. Dennoch rief sie noch einmal aus: „Es soll Euch schwer werden, mich zu verlocken!“ Aber endlich, den gräßlichsten Tod vor Augen, von Freund und Feind auf gleiche Weise und zu gleichem Zweck bestürmt, erlag sie. „Ich will“ — sagte sie erschöpft — „lieber das Blatt unterzeichnen als lebendig verbrannt werden!“ Massieu drängte ihr schnell eine Feder auf und sagte ihr die kurze Abschwörungsformel vor, die sie nachsprach, und worin sie gelobte, daß sie keine Mannskleider oder Waffen mehr tragen wolle. Dann setzte sie unter das Blatt ein Kreuz. Bei den Akten legte man aber nicht das von ihr unterzeichnete Blatt nieder, sondern ein ganz anderes Papier, das sie überhaupt

nicht gesehen hatte. Dies war, statt sechs bis acht Zeilen, drei volle Seiten lang und enthielt alles, was in den zwölf Artikeln stand. Durch unverwerfliche Zeugen ist, wie das übrige, auch diese letzte Schändlichkeit erwiesen. Zwischen dem Bischof und den Engländern gab es Streit und Zank; man war nicht damit zufrieden, daß das Feuer umsonst angezündet war. Ein Kaplan des Kardinals von Winchester nannte Peter Cauchon sogar einen Verräter, doch wurde durch den Kirchenfürsten selbst der Zwist wieder beigelegt. Nun wurde das zweite Urteil publiziert, welches sie zu lebenslänglicher Einkerkerung verdammte. Sie machte jetzt mit Recht Anspruch auf geistliche Haft. Aber Peter Cauchon sprach: Führt sie hin, wo ihr sie hergeführt habt! Dessenungeachtet hätten englische Soldaten gern an dem Bischof selbst eine Exekution vollzogen, weil er an Johanna keine vollziehen ließ. Sie bedrohten ihn mit ihren Schwertern. Lange durfte er seine geheiligte Person einer solchen Gefahr nicht aussetzen. Man mußte eilen, die Jungfrau zur Übertretung ihrer Versprechungen durch indirekte Mittel zu zwingen, damit man vom Rückfall in den vorigen Sündenstand sprechen und sie endlich dem Mann des Bluts übergeben könne. Darum wurden ihr nach wie vor die rohsten, abscheulichsten Wächter in ihrem Zimmer beigesellt, trotzdem daß sie jetzt Frauenkleider trug. Aber sie duldete still und wehrte sich gegen die nichtswürdigen Angriffe, die man auf sie machte. So durfte es nicht fortgehen. Als sie daher eines Morgens aufstehen wollte, nahm einer der Engländer ihr die Frauengewande weg und warf ihr die abgelegte männliche Tracht dafür wieder hin. Bis Mittag blieb sie, weil sie sich nicht entschließen konnte, wider ihr

Wort zu handeln, im Bett liegen. Zuletzt mußte sie es verlassen und, wollte sie nicht nackt erscheinen, ihre alte Kleidung wieder anziehen. Augenblicklich ward es dem Bischof hinterbracht. Triumph! Nun hatte man ein Faktum, um dessen Motive man sich ja nicht zu bekümmern brauchte, nun galt es nur noch den Beweis durch Augenschein, und sie war verloren!

Am Sonntag war es geschehen, am Montag erschien Peter Cauchon mit acht Assessoren im Gefängnis. Sie fanden Johanna verweint und verstört. Auf die Frage, weshalb sie wieder Mannskleider angelegt habe, antwortete sie nur ausweichend und entschuldigend; sie mochte sich scheuen, ihre Wächter zu verklagen, da diese sich gleich nachher an ihr rächen konnten. Dann beschwerte sie sich bitterlich, daß man ihr das Versprochene nicht halte, man versage ihr fortwährend die heiligen Sakramente, man belaste sie nach wie vor mit Ketten und Banden; wenn sie der Kirche wirklich, wie es ihr doch verheißen sei, überliefert werde, wolle sie alles tun, was die Kirche von ihr fordere. Der Bischof ging hierauf nicht ein, aber listig fragte er, ob ihr die Heiligen auch wieder erschienen seien. „Freilich" — erwiderte sie, ohne sich zu bedenken —, „und Gott ließ mich durch sie wissen, daß ich an der Abschwörung sehr übel getan habe. Daß ich so sündigen würde, hatten sie mir vorher schon verkündigt. Aber alles geschah nur aus Furcht vor dem Feuer. Es war nie meine Meinung, die Erscheinungen zu widerrufen, als ob es nicht die heilige Katharina und die heilige Margareta gewesen wären. Tat ich es dennoch, so geschah es gegen die Wahrheit. Jetzt aber will ich lieber meine Buße auf einmal durch

den Tod erleiden, als noch länger die Qualen des Gefängnisses dulden. Nie habe ich etwas wider Gott oder den Glauben begangen."

Nun hatte sie genug gesagt. Schnell wurde das Verhör abgebrochen. Beim Hinausgehen lachte der Bischof und rief dem Grafen Warwick zu: fahr wohl! fahr wohl! Schnell wurde nun ein Tribunal wieder zusammenberufen. Viele der vorigen Gerichtsbeisitzer hatten das unheimliche Rouen, wo sich, wie sie ahnten und wußten, das Furchtbarste vorbereitete, verlassen; an ihre Stelle wurden neue, mit den früheren Verhandlungen völlig unbekannte herbeigezogen. Zweiundvierzig waren versammelt, als es zum Endurteil kam. Dies lautete so: die Jungfrau Johanna sei als rückfällig zu erklären und als irrgläubig dem weltlichen Arm zu überliefern; es sei jedoch gut, daß man ihr das Blatt, das ihre Abschwörung enthalte, noch einmal vorlese und ihr die Lehre der Kirche auseinandersetze. Der Spruch war, da die meisten die zwölf Artikel für echt und die Abschwörung für eine in der Tat geleistete hielten, nicht unmotiviert, auch hätte die Vorlesung den mit Verwechselung der Abschwörungsformulare gespielten abscheulichen Betrug jedenfalls an den Tag bringen müssen, wenn — sie wirklich stattgefunden hätte. Aber Peter Cauchon sorgte dafür, daß sie unterblieb.

Mittwoch, am 30. Mai 1431 sandte der Bischof ganz in der Frühe den Bruder l'Advenu zu ihr, um ihr den nahen Tod zu verkünden. Ein größeres Entsetzen, wie in den Flammen selbst, erfaßte sie bei dem Gedanken an ein so grauenvolles Ende. „Wehe" — rief sie aus — „lieber möcht ich mich siebenmal enthaupten als einmal verbrennen lassen!" Aber bald fand ihre Seele den Schwerpunkt wieder, sie beichtete demütig und bat

um Absolution und Nachtmahl. Ihr diese zu erteilen, hatte der Bruder keine Vollmacht, er ließ daher bei dem Bischof anfragen und erhielt unerwarteterweise eine bejahende Antwort. Seltsam genug! Es hieß die Sakramente entweihen, wenn man sie einer Exkommunizierten nicht vorenthielt; es hieß die Exkommunikation aufheben, wenn man sie ihr gewährte. Unter vielen heißen Tränen genoß sie, was sie so lange mit großem Schmerz entbehrt hatte, den Leib des Herrn, und ward durch das sichtbare Zeichen seiner unsichtbaren Gegenwart versichert. Hierauf trat der Bischof mit seinem Gefolge herein. „Bischof" — rief sie ihm entgegen — „ich sterbe durch Euch!" „Ihr sterbt" — versetzte er — „weil Ihr nicht hieltet, was Ihr versprachtl" Aber sie erwiderte: „Hättet Ihr mich in die geistliche Haft geschickt und mir ehrbare Wächter zugeordnet, nimmer wäre dies alles geschehen, und deshalb berufe ich mich von Euch auf Gott." Ihre Worte machten auf alle, den Bischof ausgenommen, einen überwältigenden Eindruck. Nun gab man ihr Frauenkleider, die sie anlegte; dann, um 9 Uhr, bestieg sie einen vierspännigen Wagen und fuhr, langsam, wie es sich wohl geziemt, wenn der Holzstoß das Ziel ist, ab. Mehr als achthundert Soldaten, bis an die Zähne bewaffnet, umringten den Wagen. Zwischen alle hindurch drängte sich Johannas Judas, Nikolaus l'Oiseleur, der Dieb ihres Vertrauens, der Spion ihrer Feinde, und bat sie mit der Angst der Verzweiflung um Verzeihung. Sie gewährte seine Bitte, die Engländer hätten ihm, ergrimmt über seine Abtrünnigkeit, bald, indem sie ihn niedermachten, den verdienten Lohn gegeben. Der Graf Warwick rettete ihn, und er verließ augenblicklich die Stadt. Auf dem alten

Markt hielt der Wagen still. Drei Gerüste waren erbaut, das eine für die Richter und die Angeklagte, das zweite für vornehme Zuschauer, das dritte, aus zusammengeschaufelten Kieseln und Mauersteinen bestehend, für den Scheiterhaufen. Mit einer Ermahnung an die Gerichtete, von dem Dr. Nikolaus Midy gehalten, ward der furchtbare Akt eröffnet. Am Schlusse sagte der Redner: „Geh hin in Frieden, Johanna, die Kirche kann dich nicht länger verteidigen und übergibt dich dem weltlichen Gericht!" Nun trat der Bischof auf sie zu und forderte sie auf, durch Reue und Buße für ihr Seelenheil zu sorgen. Aber schon lag sie im teils stummen, teils lauten Gebete auf den Knien, flehte zu Gott um Gnade, zu allen Heiligen um Beistand, zu den Zuschauern um Vergebung, falls sie irgend jemanden beleidigt haben sollte. Noch einmal erklärte sie laut und feierlich, sie sei zu keiner ihrer Handlungen, möchten dieselben nun recht oder unrecht sein, durch ihren König veranlaßt worden. Oft auch rief sie den Erzengel Michael und die heilige Katharina bei Namen und zeigte so, daß sie selbst in der Todesstunde keinen Zweifel über die Wahrheit und Wesenheit ihrer Erscheinungen empfinde. Die Beisitzer des Gerichts und viele Anwesende, Engländer wie Franzosen, brachen in Tränen aus. Wer schaudernd umherstand, freute sich, daß er nicht mit zu den Richtern gehörte. Selbst der Kardinal von Winchester soll geweint haben. Ist es wahr, so ist es ein Beweis für den ewigen Sieg der Natur.

Hierauf las der Bischof das Exkommunikationsurteil ab. „Und als sie nun" — berichtet der treue Johann Massieu — „von seiten der Kirche verlassen war, da verlangte sie voll großer Andacht nach einem Kreuz.

Und ein nahe stehender Engländer, der dies vernahm, verfertigte ein kleines Kreuz von Holz am Ende eines Stabes, welches er ihr darreichte. Sie empfing es andächtiglich, küßte es und richtete wehmütige Klagen und Bekenntnisse an Gott, unsern Erlöser, dessen Kreuz, woran er für unsere Seligkeit gelitten hat, sie vor sich sah. Dann barg sie dies Zeichen dicht am Busen unter ihrem Gewande. Außerdem bat sie mich, daß ich ihr ein Kreuz aus der Kirche verschaffe, damit sie es unausgesetzt betrachten könne bis an ihren Tod. Und ich bewirkte, daß der Geistliche aus dem Kirchspiel Saint-Sauveur ein Kruzifix herbeibrachte. Da umarmte sie es gar innig und lange, sich Gott befehlend und dem heiligen Michael und der heiligen Katharina, und behielt es in ihren Armen, bis man sie an den Pfeiler band. Während sie sich aber so in Andacht und Wehmut auflöste, ward sie durch Engländer, sogar auch durch einige von deren Kriegsobersten sehr übereilt, weil man sie endlich ganz in Händen haben und rasch zum Tode führen wollte. Einer sprach zu mir: ‚Wie? wollt Ihr uns hier zu Mittag speisen lassen?‘ Und alsbald, und sonder Form oder Zeichen eines Spruchs, hat man sie zum Feuer geschickt, dem Nachrichter zurufend: ‚Warte deines Amtes!‘“

Sie wurde, ohne daß das weltliche Gericht eine schließliche Untersuchung anstellte oder auch nur überhaupt noch ein Urteil sprach, zum Scheiterhaufen geführt, und die sogenannte Teufelsmütze, mit den Worten: „Ketzerin, Abtrünnige, Götzendienerin, Rückfällige“ beschrieben, ward ihr aufgesetzt. Dann bestieg sie in voller Fassung, von dem Bruder l'Advenu geleitet, den Holzstoß, den der Henker sogleich anzündete. Das

Feuer loderte schnell auf, aber der Bruder verharrte noch immer an ihrer Seite. Sie jedoch, klar und besonnen bis auf den letzten Augenblick, erinnerte ihn, auf sich selbst achtzuhaben und sie jetzt zu verlassen; dabei bat sie ihn, sich ihr mit dem Kreuz recht hoch gegenüberzustellen. Der Bischof trat näher hinzu; als sie ihn bemerkte, rief sie noch einmal aus: „Ich sterbe durch Euch!“ Die meisten Beisitzer des Gerichts hatten sich bereits entfernt. Nun wirbelten die Flammen um ihr schönes, rührendes Bild empor. Man hörte noch von ihr den Namen: Jesus, den sie oftmals laut und klar wiederholte; von den umstehenden Bürgern verhaltenes Murren über den Greuel, womit man die Stadt zu beflecken und den Zorn des Himmels auf sie herabzuziehen wage; von einigen hohen Geistlichen Äußerungen des tiefsten Schmerzes; von brutalen Engländern rohes, häßlich-schallendes Lachen! Bald war Johanna Asche, nur Herz und Eingeweide widerstanden dem Feuer und wurden auf Winchesters Befehl in den Fluß versenkt. Einer ihrer erbittertsten Feinde wollte gesehen haben, daß in dem Augenblick, wo sie den Geist aushauchte, eine weiße Taube aus der Flamme gen Himmel stieg. Den Nachrichter packte gleich nach der Exekution ein solches Entsetzen, daß er von Gott wegen der Vollstreckung des Urteils nimmer Verzeihung erlangen zu können glaubte.

Schluß

Karl VII. Johannas Schicksal in der Geschichte

Die Jungfrau Johanna hatte für den König Karl alles getan; er tat nichts für sie. Wäre er beizeiten ernstlich eingeschritten, hätte er für sie an Papst und Konzilium appelliert, hätte er ein Lösegeld für sie geboten, hätte er, der manchen vornehmen Engländer in Gefangenschaft hielt, mit Repressalien gedroht — er würde sie gerettet, er würde gewiß den entsetzlichen Ausgang des Prozesses abgewendet, er würde zum allerwenigsten seine Ehre und seinen Namen unbefleckt erhalten haben! Er unterließ alles, und die Geschichte muß ihm Ehre und Namen absprechen. Daß er, nachdem er Rouen wieder in seine Gewalt bekommen hatte, den Prozeß revidieren ließ, kann diesen harten Ausspruch nicht mildern; es gibt Sünden, die, weil sie nicht Verirrungen, sondern geistige Abdrücke des ganzen Menschen sind, niemals wieder gutgemacht werden können. Die Revision, im Jahre 1455 angestellt und mit der größten Gewissenhaftigkeit geführt, erklärte den Verdammungsprozeß für null und nichtig, die Jungfrau wurde in alle ihre Ehren wieder eingesetzt und zu ihrem ewigen Andenken an der Stelle des Scheiterhaufens ein Kreuz errichtet. Von ihren falschen Richtern wird erzählt, daß sie fast alle eines plötzlichen Todes verfahren seien.

Die Jungfrau von Orleans ist das geheimnisvollste Objekt der Geschichte. Kein Wunder, daß sie zu allen Zeiten aus den verschiedensten Gesichtspunkten betrachtet worden ist. Eine Erscheinung, wie die ihrige,

ist gleich geeignet für die tiefste Poesie wie für den flachsten Spott, denn wenn man in allem Normalen leicht den Mittelpunkt, um den es sich herumbewegt, erkennt, so ist es hier eben der Mittelpunkt, der sich hartnäckig dem Auge entzieht, und das Urteil wird ewig schwanken, solange es diesen nicht erfaßt hat. Ich glaube, manche psychologische Andeutung gegeben und im allgemeinen nicht geirrt zu haben, wenn ich sie im Gegensatz zu schwärmerisch-spekulativen Naturen, die in rein geistiger Sphäre neue Welten entdecken, als eine religiös-naive bezeichnete, bei der sich jeder Gedanke in Anschauung und jedes Gefühl in Tat verwandelte. Der Zweck des vorliegenden kleinen Abrisses gestattete mir eben da, wo ich gern hätte verweilen mögen, nur Fingerzeige; ein für einen anderen Kreis bestimmtes größeres Werk über denselben Gegenstand, das mich beschäftigt, wird meine Ansichten, die ich hier natürlich nur zum kleinsten Teil darlegen konnte, weiter ausführen und tiefer begründen.